LA 2463
6

SuStB Augsburg
0370000065583

Victor Hugo's
ausgewählte Schriften,

teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.

Sechster Band.

Literatur und Philosohie in vermischten Aufsätzen.

Stuttgart und Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger und Comp.

1836.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Literatur und Philosophie

in

vermischten Aufsätzen.

Von

Victor Hugo.

Teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.

Stuttgart und Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger und Comp.

1836.

Ueber Mirabeau.

I.

Im Jahr 1781 fand im Schoos einer französischen Familie, zwischen einem Vater und einem Oheim, eine ernste Verhandlung statt. Es handelte sich um ein schlechtes Subjekt, mit welchem die Familie nichts mehr anzufangen wußte. Dieser Mensch, bereits über das erste feurige Jugendalter hinaus, und gleichwohl noch ganz in den Tollheiten dieses leidenschaftlichen Alters versunken, von Schulden erdrückt, in Thorheiten ver.oren, hatte sich von seiner Gattin getrennt, das Weib eines andern entführt, war für diese That zum Tode verurtheilt und im Bildnisse geköpft worden, entfloh aus Frankreich, kam wieder dahin zurück, gebessert und reuig, wie er sagte, und nachdem er von der Contumaz gereinigt war, begehrte er in den Schoos seiner

Familie zurückzukehren und sein Weib wieder zu sich zu nehmen. Der Vater wünschte diese Beilegung der Sache, weil er seinen Namen durch Enkel fortpflanzen wollte, in der Hoffnung, an seinen Enkeln mehr Freude zu erleben, als an seinem Sohn.

Der ungerathene Sohn war jezt 33 Jahre alt. Man mußte ihn ummodeln. Eine schwierige Erziehung! Einmal wieder in die Staatsgesellschaft aufgenommen, welchen Händen sollte man ihn anvertrauen? Wer wollte sich damit befassen, den Rückrath eines solchen Charakters zu beugen? Daher Verhandlung zwischen den alten Verwandten. Der Vater wollte ihn dem Oheim geben, der Oheim wollte ihn dem Vater lassen. Nimm ihn, sagte der Vater.

Ich bedanke mich dafür, erwiederte der Oheim. Es ist freilich eine ausgemachte Sache, versezte der Vater, daß an diesem Menschen nichts, gar nichts ist. Er hat Geschmack, Marktschreierei, Thätigkeit, Ungestüm, Kühnheit, bisweilen Würde. Alles das dient zu nichts, als daß er über heute gestern vergißt, nicht an morgen denkt, sich dem Eindruck des Augenblicks hingibt, kurz er ist ein halbgebackener Mensch, ein Papagei, der weder das Mögliche, noch

das Unmögliche, weder die Bequemlichkeit, noch die Unbehaglichkeit, weder das Vergnügen, noch die Mühe, weder Thätigkeit, noch Ruhe kennt, und der sogleich abläßt, wenn er auf einen Gegenstand stoßt, der ihm Widerstand leistet. Inzwischen glaube ich doch, daß man ein recht brauchbares Werkzeug aus ihm machen kann, wenn man ihn am Stiel der Eitelkeit anfaßt. Du wärest der Mann dazu. Ich spare ihm die Morgenpredigten nicht; sie sind immer praktisch und er begreift es, wenn ich ihm zu Gemüth führe, daß es zwar äusserst schwer sey, seine Natur zu ändern, daß man sie jedoch durch die Vernunft beherrschen und seine schwachen Seiten mit dem Mantel des Anstandes bedecken müsse.

Du bist also, entgegnete der Oheim, Dank deiner Sucht nach Nachkommenschaft, im besten Zuge, einen dreiunddreissigjährigen Kindskopf unter die Zuchtruthe zu nehmen! Das ist eine harte Nuß, einem Charakter, der bei sehr wenig Umfang von allen Seiten Stacheln darbietet, Rundung geben zu wollen!

Der Vater beharrte: So habe doch Mitleid mit deinem Neffen Ouragan (Orkan)! Er gesteht alle seine Thorheiten ein und sein Geist ist jedes Eindrucks fähig, wie weiches Wachs. Arbeit ist ihm

nur ein Spiel, er fertigt sie mit der Schnelle des Blizes. Er ist ein Mensch, den man am Gängelbande führen muß, und er fühlt das selbst am besten. Du mußt sein Mentor werden. Du mußt für ihn, wie du es für mich warst, Magnetnadel und Pilot seyn. Er ist eitel auf seinen Oheim. Du allein kannst etwas aus ihm machen, aber wenn du ihn einmal fest hältst, so lasse ihn nimmer los, mag er sich sträuben, wie er will. Wenn du ihm Vater bist, so wirst du Freude an ihm erleben; bist du ihm nur Oheim, so ist er verloren. Darum sey ihm Vater!

Gott behüte mich, sagte der Oheim, ich weiß zu wohl, daß Leute eines gewissen Schlags eine Zeit lang trefflich die Krallen einzuziehen wissen, und er selbst, als er früher unter meinen Augen lebte, war schüchtern wie ein junges Mädchen, wann ich nur die Stirne runzelte. Kurz, ich bedanke mich für ihn, in meinem Alter versucht man nicht mehr das Unmögliche.

Liebster Bruder, erwiederte der Greis bittend, wenn dieses verwahrloste Geschöpf je wieder zurecht gebracht werden kann, so vermagst nur du es. Nimm ihn hin, sey ihm gut und streng, du wirst

sein Retter seyn und er wird ein Meisterstück deiner Hand werden. Laß ihn erfahren, daß in diesem ernsten, strengen Angesicht die edelste Seele wohnt! Erschüttere sein Herz, erhebe seinen Geist! Tu es omnis spes et fortuna nostri nominis!

Mit nichten, versezte der Oheim. Nicht darum, als hätte er unter vorliegenden Umständen in meinen Augen ein so großes Verbrechen begangen. Das ist nur eine Alltagsgeschichte. Ein junges schönes Weib sieht einen jungen Mann von 26 Jahren. Welcher Mann wird nicht auflesen, was er von dieser Gattung in seinem Wege findet? Allein er ist ein ungestümer, hochmüthiger, selbstsüchtiger, unbezähmbarer Kopf, bei einem lasterhaften und bösartigen Herzen; was sollte ich mit diesem Menschen anfangen? Er hat seine wilde Natur bezähmt, um sich bei dir einzuschmeicheln; der Bursche ist verführerisch, wie die aufgehende Sonne. Um so mehr habe ich Recht, mich nicht der Gefahr auszusetzen, von ihm übertölpelt zu werden. Ohnedieß gibt man der Jugend immer Recht gegen das Alter.

So hast du nicht immer gedacht, antwortete traurig der Vater. Es gab eine Zeit, wo du mir

schriebst: Was mich betrifft, so überströmt mein Herz beim Anblick dieses Kindes.

Ja, sagte der Oheim, und wo du mir antwortetest: Traue ihm nicht, sey auf der Hut vor dem Honigseim seines Mundes.

Was soll ich denn um Gotteswillen thun? rief der Vater aus, als er sich aus seinem lezten Bollwerk geschlagen sah. Du bist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß man sich ein Kind nicht abhaut, wie einen Arm. Wäre dieß möglich, so würde ich schon längst einarmig seyn. Ueberhaupt aber hat man schon aus vielen Tausenden, die noch schwächer und thörichter waren, eine gute Raçe gezogen. Bester Bruder, wir haben ihn nun, wie er einmal ist. Wir sind alt und so lange wir noch leben, müssen wir ihm unter die Arme greifen.

Der Oheim, ein Mann von hartem Horn, machte der Verhandlung durch die unumwundene Erklärung ein Ende: ich will nichts von ihm! Es ist eine Thorheit, aus diesem Menschen etwas machen zu wollen. Man muß ihn, wie sein gutes Weib sagt, zu den Insurgenten (nach Nordamerika) schicken, um sich das Hirn einschlagen zu lassen. Du bist ein guter Vater und du hast einen

bösen Sohn. Der Teufel der Nachkommenschafts-sucht plagt dich jezt, aber bedenke, daß Cyrus und Mark Aurel sehr glücklich gewesen wären, wenn sie weder einen Cambyses, noch Commodes hinterlassen hätten.

Die beiden Alten, welche diese Unterredung führten, waren Viktor Riquetti, Marquis von Mirabeau, der andere Johann Anton von Mirabeau, Comthur des Maltheser Ordens. Der Sohn und Neffe war Honoré Gabriel de Riquetti, den im Jahr 1781 seine Familie den Ouragan nannte, und den jezt die Welt unter dem Namen Mirabeau kennt. Ein halbgebackener Mensch, ein verwahrlostes Geschöpf, ein unbrauchbares Subjekt, ein Kopf, der zu nichts gut ist, als ihm bei den Insurgenten das Hirn einschlagen zu lassen, ein von der Justiz gebrandmarkter Verbrecher, ein Pfahl im Fleische seiner Verwandten, das war im Jahre 1781 Mirabeau für seine Familie.

Zehn Jahre darauf, am 1. April 1791, bedeckte eine unermeßliche Volksmenge die Zugänge eines Hauses der Chaussee d'Antin. Diese Menschenmenge war schweigsam, stumm, tief betrübt.

In dem Hause lag ein Mann in den lezten Zügen. Das traurende Volk umlagerte die Straße, den Hof, die Treppe, das Vorzimmer. Mehrere waren seit drei Tagen und drei Nächten nicht von dem Platze gewichen. Man sprach leise, man hielt den Athem an sich, man befragte mit Aengstlichkeit diejenigen, die in das Haus gingen und aus ihm kamen. Das Volk war die Mutter dieses Kranken. Die Aerzte hatten keine Hoffnung mehr. Bulletins zu tausenden ausgegeben, von tausend Händen ergriffen, wurden unter die Menge vertheilt, und Männer und Weiber sah man weinen. Ein Jüngling, von tiefem Schmerz ergriffen, erbot sich mit lauter Stimme, sich eine Ader zu öffnen, um sein reines jugendliches Blut dem entkräfteten Körper des Sterbenden einzugießen. Hier starb, so schien es Allen, nicht ein Mensch, ein Gott ging heim und ließ ein trostloses Volk hinter sich zurück.

In der ganzen großen Stadt sprach man nur von ihm.

Dieser Mann starb.

Einige Minuten darauf, nachdem der Arzt, der am Haupte seines Bettes stand, gesagt hatte:

er ist todt! erhob sich der Präsident der National=versammlung von seinem Sitz und sprach: er ist todt! In wenigen Augenblicken war dieser unselige Ruf durch die unermeßliche Hauptstadt gedrungen.

Einer der ersten Redner der Nationalversamm=lung erhob sich und sprach mit einer von Seufzern unterbrochenen Stimme: Laßt uns das Bedauren dieser Versammlung über den Verlust des großen Mannes in das Protokoll unserer heutigen Sitzung eintragen, und ladet im Namen des Vaterlandes alle ihre Mitglieder ein, seinem Leichenbegängniß anzuwohnen.

Der Präsident schlug vor: eine Deputation zu dem Leichenzug abzuordnen. Die Versammlung er=wiederte einstimmung: wir werden ihm alle anwohnen!

Die Sektionen von Paris verlangten, daß er auf dem Bundesfeld, unter dem Altar des Vater=landes, begraben werde.

Das Directorium des Departements machte den Vorschlag, ihn in der neuen St. Genovefa Kirche beizusetzen und zu beschließen, daß von nun an die=ses Gebäude die Bestimmung habe, die Asche großer Männer aufzunehmen.

Der Generalprokurator der Gemeinde von Paris sprach: die Thränen, welche der Hingang eines großen Mannes fließen macht, werden nicht fruchtlos vergossen seyn. Mehrere alten Völker begruben ihre Priester und Helden in eigends dazu gewidmeten Gebäuden. Laßt uns diesen Cultus, welchen jene der Frömmigkeit und Tapferkeit weihten, auf die Liebe der Freiheit und öffentlichen Wohlfahrt übertragen! Der Tempel der Religion werde der Tempel des Vaterlandes, das Grab eines großen Mannes der Altar der Freiheit.

Die Versammlung zollte ihm Beifall.

Sogar Robespierre, d. h. der eingefleischte Neid, erhob sich und sprach: in dem Augenblick, wo von allen Seiten nur Klagen erschallen über den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes, der in den Tagen der Crisis den Despotismus so muthvoll bekämpfte, in einem solchen Augenblicke, wird sich Niemand den Ehrenbezeugungen entgegen setzen, die man ihm erweisen will. Ich unterstütze den Antrag von ganzem Herzen.

An diesem Tage gab es in der Nationalversammlung keine linke und keine rechte Seite mehr. Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt:

die neue St. Genovefa Kirche hat die Bestimmung, die Asche großer Männer aufzunehmen.

Ueber den Eingang sollen die Worte eingegraben werden:

den großen Männern
das dankbare Vaterland.

Der gesetzgebende Körper allein hat zu entscheiden, welchen Männern diese Ehre zu erweisen sey.

Honoré Riquetti Mirabeau ist würdig erachtet, diese Ehre zu empfangen.

Der Mann, der an diesem Tage gestorben war, war Honoré von Mirabeau. Der große Mann von 1791 war jener halbgebackene Mensch von 1781.

Sein Leichenzug nahm die Länge einer ganzen Meile ein. Sein Vater wohnte ihm nicht an, er war am 13. Juni 1789, den Tag vor der Einnahme der Bastille, gestorben.

Nicht ohne Absicht haben wir die beiden Daten von 1781 und 1791, den Mirabeau von vor und den Mirabeau von nach, Mirabeau vor dem Richterstuhl seiner Familie, und Mirabeau

vor dem Richterstuhl des Volkes, zusammengestellt. In diesem Gegensatze liegt eine unerschöpfliche Quelle der Betrachtung. Wie ist innerhalb zehen Jahren dieser Teufel einer Familie der Gott eines Volkes geworden? Eine Frage tiefer Forschung!

II.

Man darf jedoch nicht glauben, daß dieser Mann von dem Augenblicke an, wo er aus dem Schoos seiner Familie hervorging, um öffentlich aufzutreten, alsbald und durch Acclamation als ein Gott ausgerufen worden sey. So pflegen die Dinge nicht von sich selbst zu kommen. Wo das Genie ersteht, tritt auch der Neid auf die Hinterbeine. Bis zur Stunde seines Todes war Mirabeau, wie je ein Mensch, vollständig und beharrlich in jeder Hinsicht verläugnet.

Als er von der Stadt Aix zum Deputirten ernannt, bei den Generalstaaten erschien, erregte er keines Mensches Eifersucht. Obscur und übel berüchtigt, bekümmerten sich die gut berufenen Leute wenig um ihn; häßlich von Gesicht und von

unförmlicher Gestalt, flößte er den gut aussehenden Edelleuten Mitleid ein. Sein Adel verschwand unter dem schwarzen Kleide des einfachen Deputirten, seine Physiognomie unter den Blatternarben seines Angesichts. Wer hätte daran denken sollen, neidig zu seyn auf diesen Abentheurer, von der Justiz begnadigt, von mißförmlichem Gesicht und Körper, auf diesen mittellosen Menschen, den die Spießbürger von Aix in einem politischen Fieberanfall, vielleicht aus Versehen und ohne zu wissen warum, zu den Generalstaaten abgeordnet hatten! Dieser Mensch war in der That eine ganze Null. Der nächste beste neben ihm war schön, reich und angesehen, in Vergleichung mit seiner Person. Er verdunkelte keine Eitelkeit, er ließ jedem Anspruch die Ellenbogen frei. Er war irgend eine Zahl unter den vielen, und die Ambitionen, welche sich gegenseitig befehdeten, nahmen ihn kaum in ihre Berechnungen auf. Allmählig jedoch, so wie die Abenddämmerung der alten Zeit anbrach und ihren nächtlichen Schatten auf die untergehende Monarchie warf, wurde das düstere Leuchten, welches große revolutionäre Geister umgibt, den Augen sichtbar. Mirabeau begann zu strahlen.

Jezt flatterte der Neid um diesen ersten Strahlenkranz, denn jedes Licht zieht die Nachtvögel an. Von diesem Augenblick an faßte Mirabeau der Neid und verließ ihn nicht mehr bis zum lezten Tage seines Lebens. Seltsam genug machte ihm der Neid das, was gerade die Ehrenkrone dieses Mannes bei der Nachwelt ist, sein Genie als Redner, streitig. Dieß ist freilich immer der Gang des Neides, eben an die schönste Façade eines Gebäudes wirft er seinen Koth. Und Mirabeau gab den unerschöpflichen Gründen des Neides volle Blöße. Probitas, ein Redner soll tadellos seyn. Mirabeau war tadelhaft in jeder Beziehung. Praestantia, ein Redner soll gut aussehend seyn. Mirabeau war häßlich. Vox amoena, ein Redner soll ein angenehmes Organ haben. Mirabeau hatte eine harte, trockene, schreiende Stimme, stets donnernd, nie sprechend. Subrisus audientium, ein Redner soll seinen Zuhörern willkommen seyn. Mirabeau war der Versammlung verhaßt. Daraus zogen eine Menge kleiner Geister, die mit ihrem eigenen Ich höchst zufrieden waren, den Schluß: daß Mirabeau kein Redner sey.

Alle diese Schlüsse beweisen aber weiter nichts,

als daß die Ciceronen keine Ahnung von den Mirabeaus haben.

Allerdings war Mirabeau kein Redner nach der Art, wie es diese Leute verstanden; er war ein Redner nach sich selbst, nach seiner Natur, nach seiner Organisation, nach seiner Seele, nach seinem Leben. Er war ein Redner, weil man ihn haßte, wie Cicero, weil man ihn liebte. Er war ein Redner, weil er häßlich war, wie Hortensius, weil er schön war. Er war ein Redner, weil er gelitten, geduldet, fallirt hatte, weil man ihn von Jugend an von sich gestoßen, gedemüthigt, verachtet, verläumdet, ausgetrieben, beraubt, mundtodt gemacht, verbannt, eingekerkert, verurtheilt hatte; weil man ihn, gleich dem Volke von 1789, dessen vollständigstes Symbol er war, weit über das Alter der Unvernunft hinaus, in Minderjährigkeit und Vormundschaft gehalten hatte; weil das väterliche Ansehen schwer auf ihm lastete, wie die königliche Gewalt auf dem Volke, weil er, gleich dem Volke, schlecht erzogen war; weil ihm, wie dem Volke, eine schlechte Erziehung auf die Wurzel jeder Tugend ein Laster gepfropft hatte. Er war ein Redner, weil er, Dank den weiten Breschen, welche die

Erschütterungen von 1789 eröffnet hatten, nun endlich den lange verhaltenen Groll in den Schoos der verdorbenen Staatsgesellschaft ausgießen konnte, weil er barsch, ungleich, heftig, lasterhaft, cynisch, erhaben, weitschweifend, unzusammenhängend, mehr noch von Instinkten, als von Gedanken erfüllt, die Füße im Koth, das Haupt in den Wolken, in allen Theilen der stürmischen Epoche glich, in welcher sein Stern glänzte und jeden Tag mit einem seiner Feuerworte bezeichnete. Mirabeau hätte den Schwachköpfen, welche ihre Zeit so wenig begriefen, daß sie ihn fragten: ob er sich denn im Ernst für einen Redner halte, mit zwei Worten antworten können: Fragt das die verscheidende Monarchie und die beginnende Revolution.

Kaum kann man heut zu Tage, wo die Zeit ihr Urtheil gefällt hat, glauben, daß es im Jahr 1790 viele Leute, und unter dieser Zahl süßliche Freunde gab, welche Mirabeau den Rath ertheilten: in seinem eigenen Interesse den Rednerstuhl aufzugeben, auf welchem er doch niemals einen vollständigen Erfolg

erringen würde, oder wenigstens nicht so oft auf ihm aufzutreten. Die Urkunden darüber liegen vor unsern Augen. Man hat Mühe zu glauben, daß in jenen denkwürdigen Sitzungen, in welchen er die Versammlung in seiner Hand umrührte, wie Wasser in einem Gefäß, wo er alle laut antönenden Ideen des Augenblicks mit mächtiger Faust erfaßte, wo er in gewaltigen Worten seine persönliche Leidenschaft und die Leidenschaft Aller so geschickt mit einander verschmidete, ehe er sprach, und während er sprach, und nachdem er gesprochen hatte, der Beifall stets mit Zischen, Lachen und Pfeifen gemischt war! Diese ärmlichen Stimmen haben nur einen Augenblick ertönt und sein Ruhm lebt ewig. Die Tagblätter und Flugschriften jener Zeit sind voll von Beleidigungen und Verläumdungen gegen das Genie dieses Mannes. Man wirft ihm bei jeder Gelegenheit Jegliches vor, und der, wie aus einer Art Blödsinn, unabläßig gemachte Vorwurf, ist der, seiner rauhen, stets donnernden Stimme. Was läßt sich hierauf erwiedern? Seine Stimme ist rauh, weil die Zeit der süßen Stimmen vorüber ist, sie ist donnernd, weil die Zeit donnert, und weil es das Kennzeichen

großer Männer ist, daß sie großen Dingen gewachsen sind.

Man befolgte gegen ihn eine Taktik, welche zu allen Zeiten gegen überlegene Geister unveränderlich befolgt worden ist, nicht bloß die Männer der Monarchie, sondern auch diejenigen seiner eigenen Parthei, denn das Genie ist nie mehr gehaßt, als in der Mitte seiner eigenen Parthei, waren stets wie durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft darin einverstanden, daß sie ihm bei jeder Gelegenheit einen andern Redner vorzogen und entgegensezten, Barnave, einen Redner, den der Neid sehr geschickt darum gewählt hatte, weil er die nämlichen politischen Sympathien vertheidigte, wie Mirabeau. Und so wird es immer seyn. Es geschieht oft, daß in einer bestimmten Epoche die nämliche Idee zumal, auf verschiedenen Graden, durch einen Mann von Genie und durch einen Mann von Talent vertreten wird. Diese Stellung ist ein glücklicher Zufall für den Mann von Talent. Der unbestrittene Erfolg der Gegenwart gehört ihm an, obwohl es wahr ist, daß diese Art von Erfolg nichts beweist und schnell vergeht. Eifersucht und Haß gehen gerade zu auf den Stärksten los. Die

Mittelmäßigkeit würde sich durch den Mann von Talent sehr belästigt finden, wenn nicht der Mann von Genie da wäre. Weil aber der Mann von Genie da ist, so unterstüzt sie den Mann von Talent und bedient sich seiner gegen ihren Herrn und Meister. Die Mittelmäßigkeit nährt die eitle Hoffnung, den Mann von Genie zu stürzen, und in diesem Falle, der aber nie eintreten kann, zählt sie darauf, mit dem Manne von Talent bald fertig zu seyn; inzwischen unterstüzt sie ihn und hebt ihn so hoch, als sie vermag. Die Mittelmäßigkeit ist auf Seiten dessen, der sie am wenigsten beeinträchtigt und ihr am meisten gleicht. In dieser Stellung nun sind alle diejenigen, welche den Mann von Genie anfeinden, die natürlichen Freunde des Mannes von Talent. Die Vergleichung, welche diesen zermalmen sollte, erhöht ihn. Von allen Steinen, welche Hacke und Spaten, Mißgunst, Haß und Verläumdung von der Basis des großen Mannes ausgraben, macht man ein Fußgestelle für den Mann zweiten Ranges. Was man dem einen nimmt, baut man dem andern an. So baute man im Jahr 1790 Barnave mit allem auf, was man Mirabeau entzogen hatte.

Rivarol sagte: „Mirabeau ist mehr Schriftsteller, Barnave mehr Redner.“ Pelletier sprach: „Barnave ist ein Ja, Mirabeau ein Nein.“

Chamfort schrieb: „Die merkwürdige Sitzung vom 13. hat mehr als je den bereits lange erwiesenen Vorrang Barnaves über Mirabeau als Redner vor Augen gestellt.“

„Mirabeau ist todt,“ murmelte Target, Barnaves Hand drückend, „seine Rede über die Formel der Promulgation hat ihn getödtet.“

„Barnave, Sie haben Mirabeau begraben,“ fügte Duport hinzu, unterstüzt von Lameths Lächeln, welcher für Duport, wie Duport für Barnave, ein Diminutiv war.

„Barnave macht einem Vergnügen,“ sagte Goupil, „und Mirabeau Angst.“ „Mirabeau schleudert Blize,“ sprach Camus, „aber er wird nie eine Rede halten, er wird sogar nie begreifen, was das ist. Da ist Barnave ein anderer Mann.“

„Mirabeau mag schwizen und sich

abmühen, wie er will, sagte Robespierre, niemals wird er Barnave erreichen.

Alle diese Erbärmlichkeiten, die nur Mirabeaus Haut rizten, machten Mirabeau Verdruß auf dem Gipfel seiner Macht und Siege. Das sind Nadelstiche in die Fersen eines Giganten.

Und wenn der Haß, aus Bedürfniß, ihm irgend einen, gleichviel welchen, entgegen zu stellen, keinen Mann von Talent unter der Hand gehabt hätte, so würde er einen mittelmäßigen Menschen genommen haben. Haß und Neid kümmern sich wenig um den innern Gehalt des Stockes, aus dem sie ihre Fahne machen. Mairet wurde Corneille, Praton Racine vorgezogen. Noch sind es nicht 100 Jahre, daß Voltaire unwillig ausrief: man wagt mir, den Barbaren Crebillon vorzuziehen.

Im Jahr 1808 sezte Geoffroy, der damals als Kritiker den meisten Ruf in Europa hatte, Lafon weit über Talma. Wunderbarer Instinkt der Kotterien!

Im Jahr 1798 zog man Moreau Bonaparte, im Jahr 1815 Wellington Napoleon vor.

Mirabeau, so sonderbar es uns vorkommt, würdigte diese Erbärmlichkeiten seines Zorns. Er

glaubte sich durch die Parallele mit Barnave verdunkelt. Hätte er in die Zukunft geblickt, so würde er mitleidig gelächelt haben.

Diese beiden Männer, Barnave und Mirabeau, boten einen vollkommenen Gegensatz dar. Wann in der National-Versammlung der eine oder der andere sich erhob, so wurde Barnave stets mit einem Lächeln, Mirabeau mit einem Sturm empfangen. Barnave hatte für sich die Ovation des Moments, den Triumph der Viertelstunde, den Ruhm in der Zeitung, den Beifall Aller, selbst der rechten Seite, Mirabeau hatte den Kampf und Sturm. Barnave war ein ziemlich schöner junger Mann und ein sehr schöner Redner. Mirabeau, wie Rivarol geistreich sagt, war ein schreiendes Ungeheuer. Barnave gehöete zu jenen Menschen, die jeden Morgen das Maaß ihrer Zuhörer nehmen, den Puls ihres Publikums fühlen, die sich niemals ausserhalb der Gränzen der Möglichkeit des Beifalls wagen, die stets demüthig die Ferse des Erfolgs küssen, die bisweilen nur mit der Idee des Tages, meistens mit der Idee des Vergangenen, niemals mit der des künftigen Tages den Rednerstuhl betreten, weil sie sich

bloszustellen fürchten, die auf einem wohl geebneten Wege die Gemeinplätze ihrer Zeit geräuschlos zu Markte bringen, die aus Furcht, von der allgemeinen Atmosphäre zu wenig geschwängerte Gedanken zu haben, wie ein Thermometer an das Fenster, fortwährend ihre Urtheilskraft in die Straße hängen. Mirabeau dagegen war der Mann der neuen Idee, der plötzlichen Erleuchtung, des gewagten Vorschlags, ungestüm, starrköpfig, unklug, unerwartet losfahrend, stossend, verwundend, niederreissend, nur sich selbst gehorchend, allerdings den Erfolg suchend, aber erst nach vielen andern Dingen und mehr noch den Beifall seines eigenen leidenschaftlichen Herzens liebend, als den des Volks auf den Tribünen, geräuschvoll, stürmisch, hinreissend, tief, selten durchsichtig, niemals feicht, in dem Sturme seiner Wellen und von Schaum bedeckt, alle Ideen seiner Epoche mit sich fortwälzend. Die Beredtsamkeit Barnaves neben Mirabeaus Rednergeist war eine Landstraße, an der ein Waldstrom sich brüllend vorüber wälzt. Heute, wo Mirabeaus Name so hoch steht und so allgemeine Anerkennung findet, kann man sich kaum eine Vorstellung von der excessiven Weise machen, womit

er von seinen Collegen und Zeitgenossen behandelt wurde. Da ruft, während er spricht, ein Herr von Guillermy: Mirabeau ist ein Bösewicht, ein Mörder! Ein Herr von Ambly und von Lautrec schimpfen: dieser Mirabeau ist ein großer Schuft. Herr von Foucault ballt die Faust gegen ihn und Herr von Virieu ruft: Herr Mirabeau, Sie beleidigen uns! Wann der Haß schwieg, so sprach der Neid. Dieser kleine Mirabeau da! sagte Herr Castellanet zur Rechten, dieser überhirnische Mensch! sprach Herr Lapoule zur linken Seite. Und nachdem Mirabeau gesprochen hatte, murmelte Robespierre zwischen den Zähnen: das will nichts heißen!

Bisweilen gab ihm dieser Haß eines großen Theils seiner Zuhörer Gelegenheit zu einem Ausfall seiner Beredtsamkeit. So entwischten z. B. in seiner herrlichen Rede über die Regentschaft seinen verächtlich zusammengezogenen Lippen Worte, melancholisch, einfach, ergebungsvoll und hochherzig: „während ich meine ersten Gedanken über die Regentschaft aussprach, hörte ich mit jener artigen Unfehlbarkeit, welche anzuhören man mich längst

gezähmt hat, sagen: das ist abgeschmackt! das ist übertrieben! das ist unausführbar! Besser wäre es, über die Sache selbst nachzudenken." So sprach Mirabeau am 25. März 1791, sieben Tage vor seinem Tode.

Ausserhalb der National-Versammlung zerfleischte ihn die Presse mit furchtbarer Wuth. Es regnete mit Schandschriften auf diesen Mann. Die Extreme der Partheien stellten ihn an den nämlichen Pranger. Der Name Mirabeau wurde in dem nämlichen Tone in der Kaserne der Gardes-du-Corps wie im Klub der Cordeliers ausgesprochen. Herr von Champennetz sagte: „die Seele dieses Menschen ist blatternarbig." Herr von Lambesc machte den Vorschlag: „ihn von 20 Reitern aufheben und auf die Galeeren bringen zu lassen." Marat rief: „Bürger, richtet 800 Galgen auf, hängt daran alle Verräther und oben an den schändlichen Riquetti den älteren!" Und Mirabeau wollte nicht, daß die Nationalversammlung Marat gerichtlich verfolge, sondern begnügte sich zu erwiedern: „es scheint, daß man übertriebene Dinge schreibt. Das ist ein Paragraph eines Besoffenen."

Bis zum 1. April 1791 also ist Mirabeau ein Schuft, ein überhirnischer Mensch, ein Bösewicht, ein Mörder, ein Narr, ein Redner zweiten Rangs, ein mittelmäßiger Mensch, ein todter, ein begrabener Mann, ein schreiendes Ungeheuer, ausgezischt, ausgepfiffen, mehr angespukt, als mit Beifall belohnt.

Lambesc will ihn auf die Galeeren, Marat an den Galgen schicken.

Am 2. April stirbt er. Am dritten erfindet man für ihn das Pantheon.

Große Männer, wollt ihr morgen Recht haben, so sterbt heute!

III.

Das Volk aber, dem es nie an richtigem Sinn und scharfem Blicke fehlt, das keinen Haß kennt, weil es stark, keinen Neid, weil es groß ist, das Volk, das, obwohl Kind, doch die Männer ausfindet, das Volk war für Mirabeau. Mirabeau war der Mann nach dem Herzen des Volks

von 1789 und das Volk von 1789 war das Volk nach dem Herzen Mirabeaus. Es gibt kein anziehenderes Schauspiel für den Denker, als diese festgeschlungenen Bande, die das Genie und das Volk zusammenknüpfen. Man zog Mirabeaus Einfluß in Abrede, und er war unermeßlich. Er war es immer, der zulezt Recht behielt; aber er behielt nur Recht in der National-Versammlung durch das Volk, er beherrschte die curulischen Stühle von den Tribünen aus. Was Mirabeau in bestimmten Worten gesagt hatte, das sprach die Menge mit Beifallklatschen nach, und unter dem Machtwort dieses Beifalls, oft mit großem Widerwillen, trug es die Gesetzgebung zu Buche. Schandschriften, Verläumdungen, Kränkungen, Unterbrechungen, Drohungen, Zischen und Pfeifen waren nur kleine Steine, die man in den Strom seiner Rede warf, und über die er schäumend wegfloß. Wann der souveräne Redner, von seinen plötzlichen Gedanken ergriffen, auf die Rednerbühne stieg, wann dieser Mann vor dem Angesicht seines Volkes stand, wann er mit seinem Fuße auf den Nacken der neidischen Versammlung trat, wie der Gottmensch auf die Wellen des Meers, ohne von ihnen

verschlungen zu werden, wann sein spöttisch leuchtender Blick, von der Höhe der Tribüne herab auf die Menschen und die Ideen seiner Zeit gerichtet, den Maßstab der Kleinheit der Menschen der Größe der Ideen gegenüber anzulegen schien, dann schwieg die Verläumdung, dann verstummte das Zischen, der erste Hauch seines Mundes schlug seine Feinde zu Boden. Wann sein Genius diesen Mann auf die Rednerbühne rief, wiederstrahlte sein Gesicht von einem höhern Schimmer, der alles um ihn her blendete.

Mirabeau im Jahr 1791 war also zu gleicher Zeit sehr gehaßt, sehr geliebt, ein von den schönen Geistern gehaßtes Genie, ein vom Volke geliebter Mann. Welch erhabenes Daseyn, das Daseyn dieses Mannes, der alle Geister beherrschte, welche damals sich der Zukunft öffneten, der mit zauberischen Worten die vagen Instinkte der Menge in Gedanken, in Systeme, in vernünftiges Wollen, in bestimmte Plane der Verbesserung und der Reform verwandelte, der den Geist seiner Zeit mit allen den Ideen nährte, welche seine hohe Einsicht für den großen Haufen genießbar machte, der, wie der Drescher in der Scheune, auf der Rednerbühne die Menschen und die Dinge seines Jahrhunderts

ausdrosch, um das Korn von der Spreu zu scheiden, der zu gleicher Zeit Ludwig XVI. und Robespierre schlaflose Nächte machte, der jeden Morgen bei seinem Erwachen zu sich sagen konnte: welches Gebäude werde ich heute durch den Bliz meiner Rede niederstürzen? der Pabst war, weil er die Geister lenkte, ein Gott, weil er die Ereignisse leitete.

Er starb zur rechten Zeit. Er war ein erhabener und gebietender Geist. Das Jahr 1791 krönte sein Haupt, das Jahr 1793 hätte es abgeschlagen.

IV.

Wenn man Mirabeaus Leben von seiner Geburt an bis zu seinem Tode, von dem einfachen Taufbecken an bis zum Pantheon, Schritt vor Schritt verfolgt, so findet man, daß er, wie alle Männer großen Schlages, prädestinirt war.

Ein solches Kind mußte ein großer Mann werden.

Als er zur Welt kam, sezte die übermenschliche Größe seines Kopfes das Leben seiner Mutter in Gefahr. Als die alte Monarchie, seine zweite

Mutter, seinen Ruhm zur Welt brachte, wäre sie auch beinahe daran gestorben.

Als Mirabeau fünf Jahre alt war, befahl ihm sein Lehrer Poisson zu schreiben, was ihm gerade einfalle. Der Kleine schrieb: „ich ersuche Sie, auf Ihre Schrift Acht zu haben, und keine Säue darauf zu machen, auf alles aufmerksam zu seyn, Vater, Mutter und Lehrer zu gehorchen, keine Winkelzüge zu machen, Niemand anzugreifen, wenn man nicht selbst angegriffen wird, das Vaterland zu vertheidigen, gütig gegen die Diener zu seyn, ohne sich mit ihnen vertraut zu machen, die Fehler des Nächsten nicht aufzudecken, weil man selbst Fehler hat."

Als Mirabeau 11 Jahre alt war, äusserte sich der Herzog von Nivernois gegen dessen Oheim auf folgende Weise über ihn: „neulich hat er bei dem Wettrennen der Kinder, das ich bei mir eingeführt habe, den Preis gewonnen, der in einem Hute bestand; er wendete sich einem Jungen zu, der eine Mütze trug, und sezte ihm seinen Hut, der noch ganz gut war, auf den Kopf. „Nimm ihn," sagte er, „ich habe nicht zwei Köpfe." In diesem Augenblicke erschien mir dieser Knabe als der

Kaiser der Welt, es lag etwas göttlich Erhabenes in seinem ganzen Wesen.

In seinem 12ten Jahre sagte sein Vater von ihm: „unter dieser Kinderjacke steckt ein großes Herz. Das ist der Embryo eines Eisenfressers, der die ganze Welt verschlingen will, ehe er 12 Jahre alt ist."

Im 16ten Jahr hatte er eine so kühne, gebietende Miene, daß der Prinz von Conti ihn fragte: „was würdest du thun, wenn ich dir eine Ohrfeige gäbe?" Er antwortete alsbald: „vor der Erfindung der Pistolen hätte mich diese Frage in Verlegenheit setzen können."

In seinem 21sten Jahre (1770) begann er seine Geschichte von Korsika zu schreiben, zu derselben Zeit, zu welcher eben Napoleon dort auf die Welt gekommen war. Sonderbarer Instinkt der großen Männer!

Zur nämlichen Zeit stellte sein Vater, der ihn sehr streng hielt, folgendes seltsame Prognostikon über ihn: das ist eine seit 21 Jahren fest gepfropfte Bouteille. Wenn sie je einmal plötzlich und ohne Vorsicht aufge-

propft wird, so wird alles in die Luft springen.

Im 22sten Jahre wurde er bei Hof vorgestellt. Madame Elisabeth, damals sechs Jahre alt, fragte ihn: ob er inoculirt worden sey? Darüber lachte der ganze Hof. Nein, er war nicht inoculirt worden. Er trug in sich den Keim einer Ansteckung, den er später einem ganzen Volke mitzutheilen bestimmt war.

Er trat bei Hof mit ungemeiner Sicherheit auf, und trug den Kopf jezt schon so hoch, als der König selber, sonderbar für alle, vielen gehässig. Sein Vater sagte damals von ihm: er ist eben so gesellig, als ich scheu war; er wendet die Großen um, wie ein Reisbündel. Er besizt jene furchtbare Gabe der Familiarität, wie der große Gregor. Seit 500 Jahren, fügte der alte stolze Edelmann hinzu, hat man die Mirabeaus, die niemals wie andere Leute waren, haben müssen, wie sie sind, so muß man auch diesen hinnehmen.

Im 24sten Jahre wollte ihn sein Vater zum Landleben anhalten, es gelang ihm aber nicht. „Der Teufel halte dieses stättische Thier im Zaume!" rief der erboste Alte aus.

Der Oheim, nachdem er den ganzen Menschen kalt geprüft hatte, sagte von ihm: „wenn er nicht schlimmer ist, als Nero, so wird er besser seyn, als Mark Aurel.“

„Sey dem, wie ihm wolle, wir müssen die Frucht reif werden lassen,“ antwortete hierauf Mirabeaus Vater.

Der Vater und Oheim correspondirten miteinander über die Zukunft des jungen Mannes, der bereits tief im Pfuhl der Ausschweifungen steckte. Dein Neffe, der Orkan, schrieb der Vater, dein Sohn, der Graf v. Wirbelwind, erwiederte der Oheim.

Der Comthur, ein alter Seeman, fügte hinzu: die 32 Winde des Compasses sind in seinem Kopfe.

Im 30sten Jahre reifte die Frucht. Mirabeaus tiefer Blick sah bereits eine Umwälzung der Dinge voraus. Sein Geist war voll hoher Gedanken. Dieser Kopf ist ein vollgeschossener Backofen, sagte der kluge Oheim. Wenn er tief denkt, füg'e er hinzu, so hebt er die Stirne in die Höhe und blickt nirgends mehr hin.

So war Mirabeau im 30sten Jahre seines Alters. Er war der Sohn eines Vaters, der sich

selbst auf folgende Weise bezeichnet hatte: „auch ich, so plump und schwerfällig ich jezt auch bin, habe im dritten Jahre gepredigt, im sechsten war ich ein Wunderkind, im zwölften ein Gegenstand der Hoffnung, im zwanzigsten ein Feuerbrand, im dreissigsten ein theoretischer Politiker, im vierzigsten nichts weiter mehr, als ein guter Mann."

Im vierzigsten Jahre war Mirabeau ein großer Mann, der Mann einer Revolution.

Im vierzigsten Jahre bricht in Frankreich eine jener furchtbaren Anarchien der Ideen aus, welche die veralteten Staats-Gesellschaften verschmelzen. Mirabeau ist der Herr dieser Umwälzung.

Mirabeau, bis dahin schweigsam, ruft am 23. Juni 1789 dem Herrn von Brézé zu: gehen Sie, und sagen Sie Ihrem Herrn, ... Ihrem Herrn! Dieses einzige Wort erklärte den König von Frankreich für einen Fremden. Es war ein zwischen dem Thron und dem Volke aufgerichteter Gränzpfahl. Es ist die Revolution, die ihr Losungswort von sich gibt. Niemand vor Mirabeau hätte dieses Wort gewagt. Nur große Männer wissen die entscheidenden Worte der Epochen auszusprechen.

Später wird Ludwig XVI. dem Anschein nach schwerer beleidigt. Man wirft ihn in Ketten, man zischt ihn auf dem Schaffot aus, die Republik in der rothen Müze ballt ihm die Fäuste vors Gesicht, stoßt Schimpfreden gegen ihn aus, nennt ihn Louis Capet; aber kein Wort ist ihm so furchtbar und unheilbringend, als Mirabeau's Wort. Ludwig Capet, heißt das Königthum ins Gesicht schlagen, Ihr Herr, heißt das Königthum ins Herz treffen.

Von diesem Tag und von diesem Wort an war Mirabeau der Mann des Volkes, der Mann der Revolution, der Mann, wie ihn das Ende dieses Jahrhunderts bedurfte, volksthümlich, ohne Plebejer zu seyn, sein Privatleben erhoben durch sein öffentliches Leben. Honoré de Riquetti, dieser verlorene Mensch, ist nun berühmt, angesehen und geachtet. Die Liebe des Volkes dient ihm als Panzer gegen die Schmähungen seiner Feinde. Das Volk hat nur Augen für ihn. Wann er auf der Straße erscheint, bleiben die Vorübergehenden stehen.

Es gibt sehr schlagende Parallelen in dem Leben großer Männer. Cromwell, noch ein unbekannter Mensch, an seiner Zukunft in England

verzweifelnd, will nach Amerika auswandern, die Verordnungen Karls I. hindern ihn daran. Mirabeaus Vater, der keine Möglichkeit der Existenz für seinen Sohn in Frankreich sah, will ihn in die holländischen Kolonien schicken, ein Befehl des Königs verbietet es.

Nehmt Cromwell von der englischen Revolution, Mirabeau von der französischen weg, und ihr habt vielleicht von beiden Revolutionen zwei Schaffote weggenommen. Wer weiß, ob nicht Amerika Karl I., und Batavia Ludwig XVI. gerettet hätte?

Aber nein, der König von England will seinen Cromwell, der König von Frankreich seinen Mirabeau behalten. Wann ein König zum Tode verurtheilt ist, so verbindet ihm die Vorsehung selbst die Augen.

Seltsam, daß das Größte, was die Geschichte eines Staats aufweist, so oft mit dem Kleinsten zusammenhängt, was sich in dem Leben eines Menschen begibt!

Der erste Theil von Mirabeaus Leben ist von Sophien ausgefüllt, der zweite durch die Revolution. Ein häuslicher Sturm, darauf ein

politischer Sturm, da haben wir Mirabeau. Wenn man sein Schicksal näher untersucht, so erlangt man Aufschluß über das, was darin unglücklich und nothwendig war. Die Verirrungen seines Herzens erklären sich durch die Erschütterungen seines Lebens.

Laßt uns einen Blick darauf werfen. Niemals waren Ursache und Wirkung enger verknüpft. Der Zufall gibt ihm einen Vater, der ihn seine Mutter verachten lehrt, eine Mutter, die ihn im Hasse gegen den Vater unterweist, einen Lehrer, der die Kinder nicht liebt und ihn hart behandelt, weil er klein und häßlich ist, einen Diener, Namens Grevin, der sich zum feigen Spion seiner Feinde brauchen läßt, einen Oberst, den Marquis von Lambert, der gegen den Jüngling eben so streng ist, als der Lehrer gegen das Kind gewesen war, eine Stiefmutter, die ihn haßt, weil er nicht ihr Sohn ist, ein Weib, die ihn von sich stoßt, eine Kaste, den Adel, die ihn verläugnet, Richter, das Parlament von Besançon, das ihn zum Tode verurtheilt, einen König, Ludwig XV., der ihn in die Bastille wirft. Vater, Mutter, Weib, Lehrer, Vorgesezter, Richter, Adel, König, Alles, was ihn umgibt, ist für ihn Hinderniß, Gelegenheit zum Fall, ein harter Stein,

für seine nakten Füße, ein Dornenstrauch, der ihn blutig rizt. Familie und Staatsgesellschaft sind ihm gleich stiefmütterlich. Auf seinem Lebenswege findet er nur zwei Dinge, die ihn gut behandeln und lieben, zwei ungesetzmäßige und gegen die bestehende Ordnung empörte Dinge: eine Maitresse und eine Revolution.

Wundert euch nun nicht mehr, daß er für die Maitresse alle häuslichen Bande, für die Revolution alle staatsgesellschaftlichen Bande zerreißt.

Wundert euch nicht mehr, daß dieser Dämon einer Familie das Idol eines Weibes, das sich im Aufstand gegen ihren Mann befindet, und der Gott einer Nation wird, die sich von ihrem König trennt!

V.

Der Schmerz, welchen Mirabeaus Tod einflöste, war allgemein, war der Schmerz eines Volks. Man fühlte, daß etwas von dem öffentlichen Geist mit dieser Seele erloschen war. Eine befremdende Thatsache ist es, die man nicht verschweigen darf, und welche der bloßen unüberlegten Bewunderung der Zeitgenossen zuzuschreiben, unverständig wäre,

diese Thatsache ist, daß der Hof um Mirabeau trauerte wie das Volk.

Ein unüberwindliches Schamgefühl hindert uns hier, gewisse Geheimnisse zu ergründen, die Schattenseiten des großen Mannes, welche sich übrigens nach unserer Meinung in dem colossalen Umriß des Ganzen verlieren, aber so viel scheint bewiesen, daß in den lezten Zeiten seines Lebens der Hof einige Gründe zu haben versicherte, seine Hoffnung auf ihn zu setzen. Es ist offenkundig, daß in dieser Epoche Mirabeau mehr als einmal dem reissenden Strome der Revolution einen Damm zu setzen suchte, daß er, der so viel Athem hatte, hinter dem beschleunigten Gange der neuen Ideen athemlos zurückblieb, und daß er bei einigen Gelegenheiten versuchte, diese Revolution zu sperren, welcher er selbst Räder geschmiedet hatte.

Es gibt noch heut zu Tage Menschen, welche der Meinung sind, daß Mirabeau bei längerem Leben der Revolution Einhalt gethan haben würde. In ihrer Einbildung konnte die Revolution durch einen einzigen Mann aufgehalten werden, aber dieser Mann mußte nothwendig Mirabeau seyn.

Sie ziehen daraus den Schluß, daß der zweite April 1791 den 21. Januar 1793 nach sich gezogen habe, und daß Ludwig XVI. nicht auf dem Schaffot gestorben wäre, wenn Mirabeau das Leben behalten hätte.

Nach unserer Ansicht haben sich hierin Alle getäuscht, sowohl diejenigen, welche damals diese Ueberzeugung hatten, als diejenigen, welche sie heute noch haben, und Mirabeau selbst, wenn er dieß durch sich für möglich hielt. Reine optische Täuschung bei Mirabeau und den andern, wodurch bloß bewiesen wurde, daß ein großer Mann nicht immer einen richtigen Begriff von der Art der Macht hat, welche ihm innewohnt!

Die französische Revolution war keine einfache Thatsache. Es lag mehr und Anderes in ihr, als Mirabeau.

Wenn Mirabeau aus ihr heraustrat, so war sie darum noch kein leerer Raum.

Es lag in der französischen Revolution Vergangenheit und Zukunft. Mirabeau war nur die Gegenwart.

Um hier nur zwei Höhepunkte anzudeuten, so

complicirte sich die Revolution in der Vergangenheit mit Richelieu, in der Zukunft mit Bonaparte.

Die Revolutionen haben das Eigenthümliche, daß man sie nicht vernichten kann, so lange sie noch schwanger gehen.

In politischen Dingen übrigens kann der Knoten, den ein Mann geschürzt hat, nicht leicht wieder gelöst werden als durch einen andern Mann.

Der Mirabeau von 1791 war machtlos gegen den Mirabeau von 1789. Sein Werk war stärker, als er.

Auch sind Männer, wie Mirabeau einer war, keine Schlösser, womit man die Thüre der Revolutionen schließt. Sie sind nur die Angel, in welchen sie sich dreht, um sich zu schließen, wie um sich zu öffnen. Um diese Thüre zu schließen, zwischen welche sich alsbald alle Ideen, alle Interessen, alle Leidenschaften drängen, bedarf es eines Schwerdtes als Riegel.

VI.

Wir haben Mirabeau geschildert, was er seiner Familie, und was er der Nation war. Es

bleibt uns noch zu untersuchen übrig, was er der Nachwelt seyn wird.

Welche gerechten Vorwürfe man ihm auch machen konnte, so sind wir doch der Meinung, daß Mirabeau ein großer Mann bleiben wird.

Vor der Nachwelt absolvirt sich jeder Mensch und jede Sache durch die ihnen innewohnende Größe.

Heute, wo fast alle Dinge, welche er gesäet hat, ihre, meist gute und gesunde, zum Theil bittere, Früchte getragen haben, heute, wo das Hohe und Niedere seines Lebens durch den Kreislauf der Jahre aus den Augen entschwunden sind, heute, wo sein Genie nicht mehr angebetet, noch verflucht wird, heute, wo dieser im Leben so furchtbar von einer Extremität zur andern geworfene Mann die ruhige und heitere Haltung gewonnen hat, welche der Tod den großen historischen Figuren gibt, heute, wo sein Andenken, so lange Zeit im Koth geschleift und auf dem Altar verehrt, aus Voltaire's Pantheon und aus Marats Cloake weggenommen ist, heute können wir mit kaltem Blute sagen: Mirabeau ist ein großer Mann. Nicht der Geruch der Cloake, sondern der des Pantheons, ist ihm geblieben. Die unbestechliche Geschichte hat ihm seine im

Koth geschleifte Stirne abgewaschen, aber der Heiligenschein der Größe ist ihm geblieben.

Nachdem man sich von dem unermeßlichen politischen Resultat, welches die Gesammtheit seiner Fähigkeiten hervorgebracht, Rechnung abgelegt hat, kann man ihn aus dem doppelten Gesichtspunkt als Schriftsteller und als Redner betrachten. Wir halten den Redner für größer, als den Schriftsteller.

Mirabeau, der schreibt, ist etwas weniger als Mirabeau. Mirabeau, der redet, ist der ganze Mirabeau. Der sprechende Mirabeau ist das Wasser, das läuft, die Welle, die schäumt, das Feuer, das *leuchtet*, der Vogel, der fliegt, eine Natur, die ihr Gesetz erfüllt. Stets erhabenes und harmonisches Schauspiel!

Mirabeau auf dem Rednerstuhl, darüber sind jezt alle Zeitgenossen einig, ist etwas Großartiges. Da ist Mirabeau er selbst, er ganz, der Allmächtige. Hier kein Schreibtisch mehr, kein Papier, kein Dintenzeug und Federn, kein einsames Zimmer, keine Stille und Nachdenken, sondern ein Marmorboden, auf den man stampfen, eine Treppe, die man hinaufrennen, ein Rednerstuhl, den man im

Sturme besteigen, wo man tief aufathmen, die Arme kreuzen, die Fäuste ballen, durch Geberden dem Worte Nachdruck geben kann, ein Haufen Menschen, dem man kühn ins Angesicht blicken kann, großer Lärm, den eine noch mächtigere Stimme beherrscht, eine Versammlung, die den Redner haßt, eingewickelt von dem Volke, das ihn liebt, rund um ihn alle diese Intelligenzen, alle diese Geister, alle diese Leidenschaften, alle diese Mittelmäßigkeiten, alle diese Ambitionen, alle diese verschiedenartigen Naturen, die er kennt, aus denen er jeden beliebigen Ton ziehen kann, wie aus den Saiten eines unermeßlichen Claviers.

Hier steht er auf seinem Boden, dieser Mann! Alles an ihm ist mächtig. Seine barsche Geberde ist ein Herrscherwort. Seine Stimme hat einen furchtbaren Ton der Umwälzung und ist aus allen heraus hörbar, wie das Brüllen des Löwen. Sein verworrenes Haupthaar, wann er es schüttelt, gleicht einer Mähne. Sein Angesicht, in seiner grandiosen Häßlichkeit, hatte bisweilen etwas Elektrisches und Furchtbares. In der ersten Zeit, als sichtbarlich noch nichts für oder gegen das Königthum entschieden war, als der Kampf zwischen der noch

starken Monarchie und den noch schwachen Theorien beinahe gleich, als die schlecht verwahrte und schlecht bewaffnete Revolution noch leicht im Sturme zu nehmen schien, da rückte öfters die rechte Seite in Masse mit Siegsgeschrei gegen die Bresche an, welche sie eingeschossen zu haben glaubte. Plötzlich aber erschien Mirabeaus monstruöses Haupt auf der Mauer und versteinerte die Stürmenden.

Nicht bloß auf dem Rednerstuhl war er groß, sondern auch von seinem Sitze aus. Er legte oft in ein paar Worte das ganze Gewicht einer Rede. „Lafayette, sagte er zu Herrn von Suleau, hat eine Arme, ich aber habe meinen Kopf." Er unterbrach Robespierre mit folgenden Worten voll tiefen Sinnes: „dieser Mensch wird es weit bringen, denn er glaubt Alles, was er sagt." — Den Abbé Sieyes nannte er einen auf einer Weltkarte reisenden Metaphysiker.

Die Nationalversammlung wollte eine Adresse an den König mit den Worten beginnen: „Die Versammlung legt zu Euer Majestät Füssen rc. — die Majestät hat keine Füße, sagte kaltblütig Mirabeau.

In der constituirenden Versammlung war ein Ding, das den aufmerksamen Beobachter in Schrecken sezte: der Convent. Er lag erst im Keime. Ein Nichts in blöden Augen, ein Mißton im Orchester, eine düstere Gruppe in einem finstern Winkel, dreissig Stimmen, die später, nach einem furchtbaren Gesetze der Multiplication, sich in Girondisten, in Ebene und Berg, verzweigten, das Jahr 1793, ein schwarzer Punkt in dem blauen Himmel von 1789! Alles war bereits in diesem schwarzen Punkt: der 21. Januar, der 31. Mai, der 9. Thermidor, blutige Trilogie! Buzot, der Ludwig XVI. verschlingen, Robespierre, der Buzot auffressen, Vadier, der Robespierre verzehren sollte, furchtbare Trinität! Damals entsezten sich manche hellsehende Köpfe in der constituirenden Versammlung über das Daseyn dieser schweigsamen Menschen, welche sich für eine andere Zeit aufzusparen schienen. Sie fühlten, daß mancher Sturm in diesen Busen verschlossen liege, denen nur hie und da ein Hauch entfuhr. Diese Menschen, wie Alle, welche sich mit Selbstgefühl für die Zukunft sparen, waren hochtrabend und wegwerfend, und der Geringste von ihnen blickte mit Verachtung auf die Hauptpersonen der constituirenden

Versammlung herab. Sie unterbrachen die ersten Redner in verächtlichem Tone, und Niemand wagte ihnen zu erwiedern, weil man ahnte, daß eine nahe Zukunft sie an die Spitze der Ereignisse setzen würde. Die künftige Kammer sezte die jetzige in Furcht. Hier machte Mirabeau eine rühmliche Ausnahme. In dem Gefühle seiner Macht rief er der düstern Gruppe zu: „Stille, ihr dreissig Stimmen!" und der Convent schwieg.

Die Stürme schwiegen, so lange Mirabeau am Leben war. Nach seinem Tode brachen sie los.

Im übrigen glauben wir, daß Mirabeau zu rechter Zeit gestorben ist. Früher oder später würden die Stürme, welche er gefesselt hielt, einen revolutionären Ausbruch genommen, und Mirabeau, so riesenartig er war, hoch in die Lüfte geschleudert haben.

Mirabeau ist nicht ein Mensch, nicht ein Volk, sondern ein sprechendes Ereigniß — der Sturz der monarchischen Form in Frankreich.

Dezember 1823.

François Marie Arouet, berühmt unter dem Namen Voltaire, ist den 20. Februar 1694 zu Chatenay von einer Familie vom Richterstande geboren. Er wurde im Jesuiten-Collegium erzogen, wo einer seiner Vorsteher, der Pater Lejay, ihm, wie man versichert, prophezeihte, er werde die Fahne des Deismus in Frankreich aufpflanzen.

Arouet's Talent erwachte mit der ganzen Stärke und Unbefangenheit der Jugend. Aber er wurde auf der einen Seite von seinem Vater beharrlich verachtet, und auf der andern wirkte sein Pathe, der Abbe von Châteauneuf, gefälligverderberisch auf ihn ein. Der Vater verdammte jedes literarische Studium, ohne zu wissen warum, und folglich mit einer unüberwindlichen Halsstarrigkeit. Der Pathe dagegen war ein Liebhaber von Versen, besonders solchen, die durch einen gewissen Anflug von Ungebundenheit und Religionsverachtung gehoben waren, und munterte den jungen Arouet zu neuen Versuchen auf. Der eine wollte den Dichter in ein Anwalds-Studium einzwängen; der andere führte den jungen Mann in allen Gesellschaften umher. Herr Arouet untersagte seinem Sohn

Alles Lesen; Ninon de l'Enclos vermachte dem Zöglinge ihres Freundes Châteauneuf eine Büchersammlung. So erlitt Voltair's Genie von seiner Geburt an das Unglück von zwei einander widerstreitenden und auf gleiche Weise unseligen Einwirkungen. Die eine zielte dahin, das heilige Feuer, das man nicht auslöschen kann, gewaltsam zu ersticken; die andere nährte es unbedachtsam, auf Kosten von Allem dem, was die geistige und die gesellschaftliche Ordnung Edles und Achtungswürdiges hat. Das sind vielleicht die zwei entgegengesezten Triebräder, welche zu gleicher Zeit den ersten Aufflug jener mächtigen Einbildungskraft in Bewegung gesezt, und die Leitung davon für immer verloren haben. Wenigstens kann man aus ihnen die ersten Seitensprünge erklären, die Voltaire mit seinem Talent machte, indem ihm auf die angegebene Art Gebiß und Sporn schmerzhaft angelegt waren.

Auch schrieb man ihm, vom Anfang seiner Laufbahn an, Verse zu, die ziemlich boshaft und sehr ungebührlich waren, und ihm einen Verhaft in der Bastille zuzogen; eine harte Bestrafung für schlechte Reime. Während dieser gezwungenen Muße

entwarf Voltaire, 22 Jahre alt, sein mattes Gedicht la Ligue, seitdem la Henriade, und endigte sein merkwürdiges Drama Oedipe. Nach einigen in der Bastille zugebrachten Monaten wurde er vom Regenten Orleans auf einmal der Haft entlassen und ihm ein Gnadengehalt ausgesezt. Er dankte ihm für die gnädige Sorgfalt für ihn in Beziehung auf seinen Unterhalt, bat ihn aber zugleich in Betreff seiner Wohnung sich nicht mehr zu bemühen.

Oedipe ist 1718 mit großem Beifall gespielt worden. Lamotte, das Orakel dieser Epoche, geruhte diesem Triumphe einiger Maßen seine Einwilligung zu geben, und der Ruf Voltaire's ward dadurch begründet. Heut zu Tage ist Lamotte vielleicht nur dadurch unsterblich, daß er in Voltaire's Schriften genannt wird.

Das Trauerspiel Artemire folgte auf Oedipe. Es fiel durch. Voltaire machte eine Reise nach Brüssel, um daselbst J. B. Rousseau zu sehen, den man höchst sonderbarer Weise den Großen genannt hat. Die zwei Dichter schäzten einander vor ihrer gegenseitigen Bekanntschaft; sie trennten sich als Feinde. Man hat gesagt, sie seyen

wechselseitig neidisch auf einander gewesen. Dieß wäre kein Zeichen von Ueberlegenheit.

Artemire wurde, überarbeitet, im Jahr 1724 unter dem Namen Marianne aufs Neue aufgeführt, und hatte, ohne besser zu seyn, einen günstigen Erfolg. Gegen die nämliche Epoche erschien die Ligue oder die Henriade, und Frankreich hatte bis dahin noch kein episches Gedicht. Voltaire sezte in seinem Gedichte den Namen Mornay anstatt Sully, weil er sich über einen Nachkommen dieses großen Ministers zu beschweren hatte. Diese unphilosophische Sache ist indessen verzeihlich, weil Voltaire, vor dem Pallast Sully von einem gewissen Ritter von Rohan auf eine niedrige Weise beschimpft, und von der gerichtlichen Behörde im Stiche gelassen, keine andere Rache darüber auszuüben vermochte.

In gerechtem Unwillen über das Stillschweigen der Gesetze gegen seinen verächtlichen Angreifer zog sich Voltaire, bereits berühmt, nach England zurück, und studirte daselbst Sophisten. Indessen war seine Muße keineswegs verloren, er machte zwei neue Tragödien, Brutus und Cäsar, von denen Corneille mehrere Auftritte anerkannt hätte.

Nach seiner Zurückkunft nach Frankreich gab er nacheinander Eryphile, das durchfiel, und Zaire, ein Meisterstück, das er in 18 Tagen verfaßt und geendigt hat, und dem nichts fehlt, als die Farbe des Ortes und ein gewisser Ernst der Schreibart. Zaire hatte einen ausserordentlichen und verdienten Erfolg. Das Trauerspiel Adelaide Duguesclin (seither der Herzog von Foix) folgte auf Zaire, und wurde bei weitem nicht mit demselben Beifall aufgenommen. Einige weniger wichtige Stücke, der Tempel des Geschmacks, die Briefe über die Engländer, und dergleichen, folterten, einige Jahre hindurch, das Leben Voltaire's.

Indessen war sein Name bereits in ganz Europa bekannt. Er zog sich nach Cirey zurück zur Marquisin du Chatelet, einer Frau, die nach dem eigenen Ausdrucke Voltaire's, zu allen Wissenschaften, ausgenommen der Wissenschaft des Lebens Anlage hatte. Daselbst verminderte er das Feuer seiner schönen Einbildungskraft in der Algebra und Meßkunde, schrieb Alzire, Mahomet, die geistreiche Geschichte Carls des zwölften, sammelte Materialien zum Siecle de Louis XIV., bereitete den Versuch sur les moeurs des nations vor, und sandte Madrigale

an Friedrich, den Kronprinzen von Preussen. Merope, die auch zu Cirey verfaßt worden ist, drückte dem dramatischen Rufe Voltaire's das Siegel auf. Er glaubte damals um den erledigten Sitz des Cardinals von Fleury in der französischen Academie sich melden zu können. Er wurde aber nicht zugelassen. Er hatte noch nichts als Genie. Indessen einige Zeit nachher fing er an, der Madame de Pompadour zu schmeicheln, und er that dieß mit einer so beharrlichen Höflichkeit, daß er den academischen Lehrstuhl, das Amt eines Kammerjunkers und die Stelle eines Historiographen von Frankreich auf Einmal erhielt. Diese Gunst dauerte kurze Zeit. Voltaire zog sich nach einander nach Luneville, zu dem guten Stanislaus, König von Polen und Herzog von Lothringen, nach Sceaux zur Madame du Main, wo er Semiramis, Oreste et Rome sauvée, verfertigte, und nach Berlin zu Friedrich, der König von Preussen geworden war. In diesem lezten Ruheorte brachte er mehrere Jahre zu, mit dem Titel eines Kammerherrn, dem preussischen Verdienstorden und einem Ruhegehalte. Er ward zu den königlichen Abendtafeln mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie zugelassen. Der leztere

war der Atheist des Königs, jenes Königs, der, wie Voltaire selbst sagte, ohne Hof, ohne Staatsrath, und ohne Gottesdienst lebte. Es war nicht die erhabene Freundschaft von Aristoteles und Alexander, von Terenz und Scipio. Einige Jahre Reibung reichten hin, um das zu genießen, was die Seele des Despoten=Philosophen und die Seele des Sophisten=Dichters miteinander gemein hatten. Voltaire wollte von Berlin entfliehen, Friedrich jagte ihn fort.

Zurückgeschickt von Preussen, zurückgestoßen von Frankreich, brachte Voltaire einige Jahre in Teutschland zu, wo er seine Annales de l'Empire herausgab, die er aus Höflichkeit für die Herzogin von Sachsen=Gotha verfaßte; nachher ließ er sich ganz nahe bei Genf, mit Madame Denis, seiner Nichte, nieder.

Der Waise von China, eine Tragödie, in der noch fast sein ganzes Talent glänzt, war die erste Frucht seines Ruhesitzes, wo er im Frieden gelebt hätte, wenn nicht gierige Buchhändler seine verhaßte Pucelle herausgegeben hätten. Noch in diesem Zeitraume und in seinen verschiedenen Wohnsitzen

des Delices, zu Tournay und zu Fernay machte er das Gedicht über das Erdbeben zu Lissabon, die Tragödie Tancrede, einige Erzählungen und verschiedene Werkchen. Damals vertheidigte er mit einem Edelmuth, der nur mit zuviel Prahlerei verbunden war, Calas, Sirwen, la Barre, Montbailli, Lally, beklagenswerthe Opfer der gerichtlichen Mißgriffe. Damals überwarf er sich mit Jean Jacques, verband sich mit Katharina von Rußland, für die er die Geschichte ihres Ahnherrn, Peters des ersten, schrieb, und versöhnte sich mit Friedrich. Zu derselben Zeit begann auch seine Mitwirkung zu der Encyclopédie, einem Werke, bei welchem Männer ihre Stärke zeigen wollten, aber nur ihre Schwäche zur Schau stellten, einem ungeheuren Denkmal, von dem der Moniteur unserer Revolution ein schreckliches Seitenstück ist.

Niedergedrückt vom Alter wollte Voltaire Paris wiederum sehen. Er kam in dieses Babylon, das mit seinem Genie sympathisirte. Begrüßt durch allgemeinen Freudenruf konnte der unglückliche Greis vor seinem Tode sehen, wie weit sein Werk vorgerückt war. Er konnte seinen Ruhm genießen, oder darüber in Schrecken gerathen. Die Aufre-

gungen dieser Reise auszuhalten, dazu hatte er nicht genug Lebenskraft, und Paris sah ihn den 30. Mai 1778 verscheiden. Die Freigeister behaupteten, daß er den Unglauben mit ins Grab genommen habe. Wir wollen ihn nicht bis dahin verfolgen.

Wir haben bisher Voltaire's Privatleben erzählt, versuchen wir nun, seine öffentliche und literarische Existenz zu schildern.

Voltaire nennen, heißt das ganze achtzehente Jahrhundert charakterisiren: es heißt mit Einem Zug die doppelte historische und literarische Physiognomie dieses Zeitraumes bestimmen, die, man sage darüber, was man wolle, nur ein Zeitpunkt des Uebergangs für die Gesellschaft, wie für die Dichtkunst war. Das achtzehnte Jahrhundert wird in der Geschichte immer so erscheinen, wie wenn es zwischen dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erstickt wäre. Voltaire ist davon die Hauptperson und gewisser Maßen das Sinnbild, und so wunderbar dieser Mann war, so scheinen seine Proportionen doch knauserig zwischen dem großen Bilde Ludwigs des Vierzehnten und der riesenmäßigen Gestalt Napoleons.

Es gibt zwei Wesen in Voltaire; auf sein Leben wirkten zwei Einflüsse ein, und seine Schriften hatten zwei Resultate. Auf diese doppelte Wirkung, wovon die eine die Wissenschaft beherrschte, die andere in den Ereignissen sich kund that, wollen wir jezt einen Blick werfen, und jedes dieser zwei Gebiete von Voltaire's Genie abgesondert betrachten.

Dabei muß man durchaus nicht vergessen, daß ihre doppelte Macht einander innig beigeordnet war, und daß die Wirkungen dieser Macht, vielmehr gemischt als gebunden, immer etwas Gleichzeitiges und Gemeinschaftliches gehabt haben. Wenn wir gleichwohl die Prüfung abgesondert anstellen, so geschieht es einzig deßwegen, weil es über unsere Kräfte ginge, dieses unverkümmerbare Ganze mit einem bloßen Blicke zu umfassen, und wir ahmen hierin das Kunststück der morgenländischen Künstler nach, die, bei dem Unvermögen eine Figur nach ihrer Oberfläche zu malen, gleichwohl eine vollständige Darstellung derselben dadurch bewerkstelligen, daß sie die beiden Halbseiten in Einen Rahmen einschließen.

In der Literatur hat Voltaire eines jener Denkmale hinterlassen, deren Anblick mehr durch

seinen Umfang in Erstaunen sezt, als durch seine Größe Bewunderung einflößt. Das Gebäude, das er errichtete, hat nichts Erhabenes. Es ist nicht der Pallast der Könige, es ist nicht die Herberge des Armen. Es ist ein zierlicher und weitausgedehnter, unregelmäßiger und bequemer Bazar, der im Koth unzählige Reichthümer ausstellt, der Allen ohne Unterschied das, woran ihnen gelegen ist, allen Eitelkeiten, allen Leidenschaften das gibt, was ihnen behagt; blendend und übelriechend; für Wollüste Entbehrungen anbietend; bevölkert mit Landstreichern, Krämern und Müssiggängern; wenig besucht vom Priester und vom Dürftigen. Hier glänzende von einem in Verwunderung gesezten Haufen unaufhörlich überschwemmte Gallerien; dort geheime Höhlen, in die Niemand eingedrungen zu seyn sich rühmt. Ihr werdet unter diesen kostbaren Bogengängen tausend Meisterstücke von Geschmack und Kunst, die von Gold und Diamanten glänzen, finden; aber suchet daselbst keine Bildsäule von Erz in alten und ernsten Formen. Ihr werdet daselbst Schmuckgegenstände für eure Gesellschaftszimmer und für eure Trutzwinkel finden, nur keine Zierathen, die für die Kirche geeignet sind, müßt ihr dort suchen.

Und wehe dem Schwachen, der nur seinem Schicksal sich überläßt, und den Verführungen dieser prächtigen Höhle sich aussezt. Ungeheurer Tempel, wo man alles das, was nicht Wahrheit ist, glaubt und zu erweisen sucht, und wo alles das, was nicht Gott ist, göttlich verehrt wird!

Gewiß, wenn wir von einem Denkmal dieser Art gern mit Bewunderung reden wollten, so wird man doch nicht verlangen, daß wir mit Ehrerbietung davon reden.

Wir würden eine Stadt beklagen, wo die Volksmenge im Bazar und nur Einzelne in der Kirche sich befänden; und eben so würden wir eine Literatur beklagen, welche Corneillés und Bossuets Pfade verlassen würde, um in Voltaire's Fußstapfen zu treten.

Wir sind weit entfernt, die Geisteskraft dieses ausserordentlichen Mannes in Abrede zu ziehen. Nein! weil, nach unserer Ueberzeugung, dieß Genie vielleicht eines der schönsten war, das jemals einem Schriftsteller zu Theil wurde, deßwegen beklagen wir um so bitterer die leichtsinnige und traurige Anwendung. Wir bedauern, für ihn und für die

Wissenschaft, daß er diese geistige Macht, die er vom Himmel erhalten hatte, zur Bekämpfung des Himmels verwendete. Wir seufzen über dieß schöne Genie, das seine erhabene Sendung nicht begriffen hat, über diesen Undankbaren, der die Keuschheit der Muse und die Heiligkeit des Vaterlandes entweiht hat, über diesen Ueberläufer, der nicht daran dachte, daß der Dreifuß des Dichters seinen Platz bei dem Altar hat. Und, (was eine tiefe und unvermeidliche Wahrheit ist) sein Fehler enthielt selbst seine Bestrafung. Sein Ruhm ist viel weniger groß, als er es seyn sollte, weil er jede Art von Ruhm versucht hat, sogar den eines Herostratus. Er hat alle Felder urbar gemacht, aber man kann nicht sagen, daß er auch nur eines angebaut habe. Und weil er den strafbaren Ehrgeiz hatte, nahrhafte und giftige Keime in gleichem Grade daselbst auszusäen, so haben, zu seiner ewigen Schande, die Gifte am meisten Frucht getragen. Die Henriade hat, als Kunstwerk betrachtet, einen noch viel geringeren Werth, als die Pucelle, (woraus aber gewiß nicht folgt, daß dieses strafbare Werk, auch in seiner schändlichen Schreibart, vorzüglicher sey). Seine Satyren, denen zuweilen höllische Mähler

aufgedrückt sind, stehen hoch über seinen Lustspielen, die unschuldiger sind. Man zieht seine leichte Poesien, in denen seine Schamlosigkeit (sein Cynism) oft nackt hervortritt, seinen lyrischen Gedichten vor, in denen man hier und da religiöse und ernsthafte Verse findet. *)

Seine Erzählungen endlich, die, wegen des darin ausgedrückten Unglaubens und Zweifelsucht sehr betrübend sind, haben einen höheren Werth als seine Geschichten, wo sich zwar derselbe Fehler etwas weniger wahrnehmen läßt, wo aber der beständige Mangel an Würde mit der Gattung dieser

*) Der Herr Graf von Maistre bemerkt in seiner ernsten und merkwürdigen Schilderung von Voltaire, daß er in der Ode soviel als Nichts ist, und schreibt mit Recht diese Nullität dem Mangel an Begeisterung zu. In der That war Voltaire, der sich nur mit Widerwillen, und bloß um seine Ansprüche an Universalität zu rechtfertigen, der lyrischen Dichtkunst hingab, jeder tiefen Erhebung (Exaltation) fremd; er kannte keine wahre Aufregung, als die des Zorns, und auch dieser Zorn ging nicht bis zur Indignation (gerechtem Unwillen über das Unwürdige) bis zu jener heiligen Indignation, die den Dichter macht, wie Juvenal sagt, facit indignatio versum.

Werke selbst im Widerspruche ist. Was seine Trauerspiele betrifft, wo er sich wesentlich als großer Dichter zeigt, wo er öfters den Grundriß des Charakters auffindet, so kann man, trotz so vieler bewundernswürdiger Auftritte, nicht in Abrede seyn, daß er noch ziemlich weit hinter Racine und besonders dem alten Corneille zurückgeblieben sey. Und hier ist unsere Ansicht um so weniger verdächtig, als eine gründliche Prüfung der dramatischen Werke Voltaire's uns von seiner hohen Meisterschaft im Theater überzeugt hat. Wir zweifeln nicht, daß, wenn Voltaire, anstatt die collossalischen Kräfte seines Gedankens auf zwanzig verschiedene Punkte zu zerstreuen, sie alle auf denselben Zweck vereinigt hätte, nämlich die Tragödie, er Racine übertroffen, und vielleicht Corneille erreicht hätte. Aber er verschwendete das Genie im Witz. Auch war er außerordentlich geistreich. Auch ist das Siegel des Genie's mehr dem ungeheuren Ganzen seiner Werke aufgedrückt als jedem von ihnen besonders. Unaufhörlich von seinem Jahrhundert eingenommen, vernachläßigte er zuviel die Nachkommenschaft, welche alle Betrachtungen des Dichters beherrschen muß. Aus Eigensinn (Laune) und

Leichtsinn, ringend mit seinen launenhaften und frivolen (leichtsinnigen) Zeitgenossen, wollte er ihnen gefallen, und sich über sie lustig machen. Seine Muse, die an sich so schön gewesen wäre, entlehnte oft ihre Blendwerke von der Ausmalung der Schminke und den Fratzen der Gefallsucht, und man ist beständig versucht, den Rath eines eifersüchtigen Liebhabers ihm zu geben: Erspare dir diese Bemühung, die Kunst ist nicht für dich da, du hast sie nicht nöthig.

Voltaire schien nicht zu wissen, daß es viel Anmuth in der Stärke gibt, und daß das Erhabenste in den Werken des menschlichen Geistes vielleicht auch das Natürlichste ist. Denn die Einbildungskraft kann ihren himmlischen Ursprung offenbaren, ohne zu fremden Kunstgriffen Zuflucht zu nehmen. Sie braucht nur einherzuschreiten, um sich als Göttin zu zeigen. Et vera incessu patuit Dea.

Wenn es möglich wäre, die vielfache Vorstellung, welche die literarische Existenz Voltaire's darbietet, zusammenzufassen, so könnten wir sie nur zu den Wunderdingen zählen, welche die Lateiner monstra nannten. In der That ist Voltaire eine

vielleicht einzige Erscheinung, welche nur in Frankreich und nur im achtzehenten Jahrhunderte zum Vorschein kommen konnte. Der Unterschied zwischen seiner Literatur und der des großen Jahrhunderts ist dieser, daß Corneille, Moliere und Pascal mehr der Gesellschaft angehören, Voltaire der Sittigung (Verfeinerung, Civilisation). Man fühlt, indem man ihn liest, daß er der Schriftsteller eines entnervten und unschmackhaften Alters ist. Er hat viel Angenehmes, aber keine Anmuth (Grazie), Blendwerk, aber keinen Reiz, Glanz, aber keine Hoheit mit Würde. Er kann schmeicheln, aber nicht trösten. Er bezaubert, aber er überzeugt nicht. Die Tragödie ausgenommen, die ihm eigenthümlich ist, gebricht es seinem Talente an Zärtlichkeit und an Freiheit. Man fühlt, daß dieß Alles das Endergebniß einer Organisation ist, und nicht die Wirkung einer Eingebung, und wenn ein atheistischer Arzt auch gesagt hat, daß der ganze Voltaire in seinen Flachsen und Nerven sey, so schaudert Ihr, er möchte Recht haben. Vergebens hat übrigens Voltaire die literarische Obergewalt versucht, ebenso wie ein anderer neuerer Ehrgeiziger von politischer Obergewalt träumte.

Die unbeschränkte Monarchie schickt sich nicht für den Menschen. Wenn Voltaire die wahre Größe begriffen hätte, so würde er seinen Ruhm mehr in die Einheit als in die Universalität gesezt haben. Die Stärke offenbart sich nicht durch ein beständiges Verrücken, durch unbestimmte Verwandlungen, sondern durch eine majestätische Unbeweglichkeit. Die Stärke ist nicht Proteus, sondern Jupiter.

Hier beginnt der zweite Theil unserer Aufgabe; er wird aber kürzer seyn, weil, Dank sey der französischen Revolution, die politischen Resultate von Voltaire's Philosophie unglücklicher Weise schrecklich offenkundig sind. Höchst ungerecht wäre es indessen, nur den Schriften des „Patriarchen von Ferney" diese verhängnißvolle Revolution zuzuschreiben. Man muß dabei vor Allem auf die seit langer Zeit begonnene gesellschaftliche Zersetzung sehen. Voltaire und der Zeitraum, in welchem er lebte, müssen einander gegenseitig anklagen und entschuldigen. Zu stark, um seinem Jahrhundert zu gehorchen, war Voltaire auch zu schwach, um es zu beherrschen. Von dieser Gleichheit des Einflusses ergab sich zwischen seinem Jahrhundert und ihm eine beständige Gegenwirkung, ein wechselseitiger

Austausch von Gottlosigkeiten und Thorheiten, eine beständige Ebbe und Fluth von Neuigkeiten, die in ihren Schwingungen immerfort einen alten Pfeiler des Staatsgebäudes mit sich fortriß. Man stelle sich die politische Gestalt des achtzehenten Jahrhunderts vor; die Scandale der Regentschaft, die Schändlichkeiten Ludwigs XV.; die Gewaltthätigkeit in dem Ministerium, die Gewaltthätigkeit in den Parlamenten, auf keiner Seite Stärke; die moralische Verderbniß, die stufenweise vom Kopf in das Herz, von den Großen zum Volke hinabstieg; die Hofprälaten, die Puztischabbés; die alte Monarchie, die alte Gesellschaft auf ihrem gemeinschaftlichen Grunde wankend, und den Angriffen der Neuerer nur noch durch den schönen Namen Bourbon*) widerstehend; man stelle sich Voltaire vor, gleichsam auf diese in Auflösung begriffene Gesellschaft wie eine Schlange in einen Morast geworfen, so wird man nicht mehr erstaunen über die Wahrnehmung, wie

---

*) Die allgemeine Entsittlichung muß sehr tiefe Wurzeln getrieben haben, da der Himmel, gegen das Ende dieses Jahrhunderts Louis XVI. vergeblich gesandt hatte, diesen ehrwürdigen Märtyrer, der seine Tugend bis zur Heiligkeit erhob.

die ansteckende Wirkung seines Gedankens eilends das Ende dieser gesellschaftlichen Ordnung herbeiführt, welche Montaigne und Rabelais in ihrer Jugend und in ihrer Kraft vergeblich angegriffen haben. Er machte die Krankheit nicht tödtlich; aber er entfaltete den Keim davon; er machte ihre Anfälle heftiger. Es bedurfte alles Gifts von Voltaire, um diesen Schlamm in Wallung (Gährung) zu setzen; auch muß man diesem Unglücklichen einen großen Theil der ungeheuren Ereignisse in der Revolution zurechnen. Was diese Revolution an sich betrifft, so mußte sie unerhört seyn. Die Vorsehung wollte sie zwischen den furchtbarsten Sophisten und den schrecklichsten Despoten setzen. Bei ihrer Morgenröthe erscheint Voltaire in einem Leichensaturnalienfeste; *) bei ihrer Neige erhebt sich Bonaparte in einem Gemetzel. **)

---

*) Versetzung der Ueberreste Voltaire's ins Pantheon.

**) Kartätschenfeuer von Saint-Roch.

Ueber Walter Scott.

Bei Gelegenheit des Quentin-Durward.

Juni 1823.

Gewiß, es liegt etwas Abentheuerliches (bizarres) und Wunderbares in dem Talente dieses Mannes, der über seinen Leser verfügt, wie der Wind über ein Blatt; der nach seinem Belieben ihn in alle Zeiten und Oerter führt; der ihm spielend die verborgenste Falte des Herzens enthüllt, wie die geheimnißvollste Erscheinung der Natur, wie das dunkelste Blatt der Geschichte; dessen Einbildungskraft alle Einbildungskräfte beherrscht und liebkost; der mit derselben in Erstaunen setzenden Wahrheit die Lumpen des Bettlers, wie den Rock des Königs beschreibt, alle Gänge einschlägt, alle Verkleidungen annimmt, alle Sprachen spricht, der Physiognomie der Jahrhunderte das läßt, was die Weisheit Gottes als unveränderlich und ewig in ihre Züge gelegt hat, und was die Thorheiten der Menschen als abwechselnd und vorübergehend darein geworfen haben; der nicht so, wie gewisse unwissende Romanschreiber, die Personen der vergangenen Tage zwingen, sich mit unserer Schminke

auszumalen und mit unserem Firniß zu reiben; sondern durch seine zauberische Kraft die gleichzeitigen Leser nöthigt, den heutzutage so verschmähten Geist der alten Zeiten wenigstens auf einige Stunden wieder lieb zu gewinnen, wie einen klugen und geschickten Rathgeber, welcher undankbare Söhne einladet, zu ihrem Vater zurückzukehren. Der geschickte Zauberer will indessen vor Allem genau verfahren. Er versagt seiner Feder keine Wahrheit, auch diejenige nicht, die aus dem Gemälde des Irrthums entspringt, dieses Sohnes der Menschen, den man für unsterblich halten könnte, wenn seine eigensinnige und wechselnde Laune nicht eine Beruhigung über seine ewige Fortdauer gewähren würde. Wenige Geschichtschreiber sind so treu, wie dieser Romanendichter. Man fühlt, daß er seine Bildnisse zu Gemälden und seine Gemälde zu Bildnissen machen wollte. Er malt uns unsere Vorfahren mit ihren Leidenschaften, ihren Lastern und ihren Verbrechen, aber so, daß die Unbeständigkeit des Aberglaubens und die Gottlosigkeit des Fanatism nur dazu Anlaß geben, daß die Fortdauer der Religion und die Heiligkeit des Glaubens desto stärker hervortreten. Uebrigens finden wir gern

unsere Altvordern wieder mit ihren oft so edeln und nützlichen Vorurtheilen, wie mit ihren schönen Helmbüschen und ihren guten Brustharnischen. Walter Scott verstand es, aus den Quellen der Natur und der Wahrheit ein unbekanntes Geschlecht zu schöpfen, welches neu ist, weil es sich so alt macht, als er es haben will. Walter Scott vereinigt mit der kleinlichen Genauigkeit der Chroniken die majestätische Größe der Geschichte und das andringliche Interesse des Romans; er ist ein mächtiges und merkwürdiges Genie, welches das Vergangene enträthselt; ein wahrhafter Pinsel, welcher bei einem unordentlichen Schatten ein getreues Bildniß zeichnet, und uns zwingt, selbst das, was wir nicht gesehen haben, anzuerkennen; ein gewandter und gründlicher Geist, welcher das besondere Gepräge eines jeden Jahrhunderts und eines jeden Landes, wie ein weiches Wachs, in sich trägt, und dieses Gepräge für die Nachkommenschaft aufbewahrt, wie eine unauslöschbare Erzfigur.

Wenige Schriftsteller haben so gut wie Walter Scott die Pflichten des Romanendichters in Beziehung auf seine Kunst und sein Jahrhundert erfüllt, denn es wäre ein beinahe strafbarer Irrthum eines

Gelehrten, wenn er über dem allgemeinen Interesse und den nationalen Bedürfnissen zu stehen sich einbilden, seinen Geist von jeder Einwirkung auf seine Zeitgenossen freisprechen, und sein selbstsüchtiges Leben von dem großen Leben der gesellschaftlichen Körperschaft absonbern würde. Und wer anders soll dieß Opfer bringen, als der Dichter? Welche andere Stimme soll sich im Sturme erheben, als die Stimme der Leyer, die ihn stillen kann? und wer anders soll dem Hasse der Gesetzlosigkeit und dem Hohne der Gewaltherrschaft Trotz bieten, als eben der, dem die altväterliche Weisheit die Kraft verlieh, die Völker und die Könige mit einander auszusöhnen, und der durch die Klugheit der neueren Zeit zugleich befähigt ist, dieselbe gehörig zu theilen?

Also nicht widerlich süßen Artigkeiten, nicht armseligen Ränken, nicht schmutzigen Abentheuern weiht Walter Scott sein Talent. Etwas mehr bedurfte ein Zeitalter, das so eben erst mit seinem Blut und seinen Thränen das ausserordentlichste Blatt aller menschlichen Geschichten geschrieben hatte. Die Zeiten, die unserer gichterischen Revolution unmittelbar vorangegangen und unmittelbar nachgefolgt sind, waren

solche Zeitpunkte der Entkräftung, wie sie der Fieberhafte vor und nach seinen Fieberanfällen empfindet. Damals wurden die gemeingräßlichsten, die bis ins Dumme gehenden gottlosesten, die am unnatürlichsten unflätigen Bücher von einer kranken Gesellschaft, deren verdorbener Geschmack und gefühllose Natur jede schmackhafte und heilsame Nahrung verworfen hätte, begierig verschlungen. Dieß erklärt die ärgerlichen Triumphe, die damals von den Plebejern der Salons und den Patriziern der Krambuden abgeschmackten oder schmutzigen Schriftstellern zuerkannt wurden, die wir nicht einmal nennen mögen, und die heut zu Tage genöthiget sind, um den Beifall der Lakaien und das Gelächter der öffentlichen Huren zu betteln. Gegenwärtig wird die Volksgunst nicht mehr vom Pöbel ausgespendet, sie geht nur aus der Quelle hervor, die ihr ein Merkmal sowohl von Unsterblichkeit als auch von Allgemeinheit aufdrücken kann, aus der Zustimmung jener kleinen Anzahl feiner Geister, erhabener Seelen und ernster Köpfe, welche die gebildeten Völker moralisch darstellen. Dieß ist der Beifall, den Scott erlangt hat, indem er aus den Jahrbüchern der Nationen Ausarbeitungen für

alle Nationen geliefert, und aus den Festkalendern der Jahrhunderte Bücher für alle Jahrhunderte geschrieben hat. Es gibt eine sichtbare Verwandtschaft zwischen der Form, die ihm eigenthümlich ist, und allen literarischen Formen der Vergangenheit und der Zukunft, und man kann die epischen Romane von Scott als einen Uebergang der gegenwärtigen Literatur zu den großartigen Romanen betrachten, zu den großen Heldengedichten in Versen und in ungebundener Rede, die unser poetischer Zeitrechnungsanfang uns verspricht und uns geben wird.

Was soll die Absicht des Romandichters seyn? Er soll in einer anziehenden Fabel eine nützliche Wahrheit ausdrücken. Und wenn einmal diese Grundidee gewählt, diese erläuternde Handlung erfunden ist, muß dann nicht der Verfasser, um sie zu entwickeln, eine Form der Ausführung suchen, die seinen Roman dem Leben ähnlich, die Nachahmung dem Modell gleich macht? Und ist nicht das Leben ein wunderliches (bizarres) Schauspiel, in welchem der Gute und der Schlechte, der Schöne und der Häßliche, der Hohe und der Niedere mit einander vermischt sind, ein Gesetz, das im Bereiche

der Schöpfung immerfort gültig seyn wird? Muß man sich dann darauf beschränken, ganz finstere Gemälde auszuarbeiten, wie gewisse flämische Maler, oder, wie die Chinesen, ganz helle, da doch die Natur durchaus den Kampf des Lichtes und des Schattens zeigt? Aber die Romanenschreiber vor Walter Scott hatten überhaupt zwei Arten von Ausarbeitung, die einander entgegengesezt waren; alle beide fehlerhaft, gerade weil sie einander entgegengesezt sind. Die Einen gaben ihrem Werke die Form einer Erzählung, die willkürlich in Kapitel eingetheilt ist, ohne daß man bestimmt errathen könnte warum, oder sogar einzig deßwegen, um dem Leser Erhohlung zu verschaffen, wie dieß ziemlich unbefangen eingestanden wird in dem Titel Descanso (Ruhe), der von einem alten spanischen Schriftsteller an die Spitze seiner Kapitel gesezt ist*). Die Andern haspelten ihre Fabel in einer Reihe von Briefen ab, von denen man annahm, daß sie von den verschiedenen Personen, welche eine Rolle im Roman spielen, geschrieben seyen. In der Erzählung verschwinden die Personen, der

---

*) Marcos Obregon de la Ronda.

Verfasser allein tritt immer hervor; in den Briefen wird der Verfasser unsichtbar, um immer nur seine Personen sehen zu lassen. Der erzählende Romanenschreiber kann dem natürlichen Gespräche, der wahrhaften Handlung nicht Platz geben; er muß an ihre Stelle eine gewisse eintönige Bewegung des Styls setzen, die wie ein Modell beschaffen ist, wo die verschiedensten Ereignisse dieselbe Form annehmen und unter welchem die erhabensten Schöpfungen, und die tiefsinnigsten Erfindungen verdunkelt werden, wie die rauhen Oberflächen eines Feldes unter der Walze geebnet werden. In dem brieflichen Roman rührt dieselbe Eintönigkeit von einer anderen Ursache her. Jede Person kommt in ihrer Reihe mit ihrem Briefe an, nach Art der auswärtigen Schauspieler, die, indem sie nur einer nach dem Andern erscheinen können, und nicht befugt sind, auf ihren Marktschreiergerüsten zu sprechen, sich nach und nach darstellen, und über ihrem Kopfe einen großen Zettel tragen, auf welchem das Publikum ihre Rolle liest. Man kann den brieflichen Roman auch mit den mühseligen Unterhaltungen der Taubstummen vergleichen, die sich das, was sie einander zu sagen haben, wechselseitig

schreiben, so daß ihr Zorn oder ihre Freude immerfort die Feder in der Hand und den Schreibzeug in der Tasche haben muß. Aber ich frage, was wird dann aus dem wohlgewählten Augenblick eines zärtlichen Vorwurfs, den man auf die Post tragen muß? Und der aufbrausende Ausbruch der Leidenschaften, wird er nicht etwas beschränkt zwischen dem gezwungenen Eingang und der höflichen Formel, die der Vortrab und Nachtrab eines jeden von einem gesitteten Manne geschriebenen Briefes sind? Glaubt man, daß das Gefolge der Complimente, das Gepäcke der Höflichkeiten, das Fortschreiten, das Interesse beschieunigen und den Gang der Handlung betreiben? Muß man endlich nicht einen eingewurzelten und unübersteiglichen Fehler in einer Gattung von Composition voraussetzen, die zuweilen die Beredtsamkeit selbst von Rousseau zu erkälten vermochte?

Wir wollen also voraussetzen, daß an die Stelle des erzählenden Roman, wo es scheint, daß man an Alles gedacht habe, nur nicht an das Interesse, indem man den abgeschmackten Gebrauch annahm, jedes Kapitel mit einem Hauptinhalt, der öfters so ausführlich ist, wie die Erzählung von

einer Erzählung, vorausgehen zu lassen, wir wollen voraussetzen, daß an die Stelle des brieflichen Romans, dessen Form selbst jede Heftigkeit und Schnelligkeit verbietet, ein schöpferischer Geist den dramatischen Roman sezt, in welchem die eingebildete Handlung in wahren und abwechselnden Gemälden sich abrollt, wie die wirklichen Ereignisse des Lebens sich abrollen, der keine andere Abtheilung kennt, als die, verschiedene Auftritte zu enthüllen; der mit einem Wort ein langes Drama seyn soll, wo die Beschreibungen die Bühnenverzierungen und die Trachten (Costüme) ersetzen würden, wo die Personen sich durch sich selbst malen, und durch ihr verschiedenes und oft wiederkehrendes Zusammentreffen, alle Formen der einzigen Idee des Werkes vorstellen könnten, in dieser neuen Gattung ohne ihre Nachtheile vereinigt finden. Ihr habt dann die malerischen und in gewisser Art zauberischen Triebfedern des Drama zu eurer Verfügung, ihr könnet hinter der Bühne die tausend müßigen und vorübergehenden Einzelnheiten lassen, welche der einfache Erzähler, der seinen Schauspielern Schritt vor Schritt folgen muß, wie Kinder dem Gängelband, weitläufig aus einander

zu setzen hat, wenn er klar seyn will; und ihr könnet diese tiefen und plötzlich hervortretenden Züge viel fruchtbarer zur Betrachtung benützen, als ganze Blätter, welche die Bewegung einer Schaubühne herausspringen läßt, die aber die Schnelligkeit einer Erzählung ausschließt.

Nach dem malerischen, aber prosaischen Roman von Walter Scott ist, nach unserer Ansicht noch ein anderer, schönerer und vollständigerer Roman hervorzubringen übrig. Das ist der Roman, der zugleich Drama und Heldengedicht, aber poetisch reel aber ideal, wahr aber groß ist, welcher den Walter Scott in Homer einfassen wird.

Wie jeder Schöpfer, ist Walter Scott bis jezt durch unauslöschliche Kunstbeurtheilungen angefallen worden. Wer einen Morast urbar macht, fügt sich darein, die Frösche um sich her krächzen zu hören.

Was uns betrifft, so erfüllen wir eine Gewissenspflicht, indem wir Walter Scott unter den Romanendichtern sehr hoch stellen, und insbesondere Quentin Durward sehr hoch unter den Romanen. Quentin Durward ist ein schönes Buch. Es ist schwer einen besser gewobenen Roman zu

sehen, und moralische Effecte, die sich an die dramatischen Effecte besser anschmiegen.

Der Verfasser wollte, wie uns scheint, zeigen, wie die Biederkeit, selbst in einem jungen und armen Geschöpf von niedriger Herkunft, sicherer ihren Zweck erreicht, als Treulosigkeit, wäre sie auch von allen Mitteln der Macht, des Reichthums und der Erfahrung unterstüzt. Er hat die erste dieser Rollen seinem Schotten Quentin Durward aufgetragen, einem Waisen, der mitten unter die vielfältigsten Klippen, aufs beste angelegten Schlingen geworfen war, ohne einen andern Leitstern, als eine fast unsinnige Liebe; aber dieß ist oft der Fall, daß die Liebe eine Tugend ist, wenn sie einer Narrheit ähnlich ist. Die zweite ist Ludwig dem XI. übertragen, einem gewandteren König als der gewandteste Hofmann, einem alten Fuchs, bewaffnet mit Löwennägeln, mächtig und schlau, im Schatten wie im Lichte bedient, unaufhörlich bedeckt von seiner Leibwache, wie von einem Schilde, und begleitet von seinen Henkern, wie von einem Schwerdte. Diese zwei von einander so verschiedenen Personen wirken einer auf den andern so zurück, daß dadurch die Grundidee mit einer besonders ergreifenden

Wahrheit ausgedrückt wird. Der biedere Quentin befördert, indem er treu dem Könige gehorcht, seinen eigenen Nutzen, ohne es zu wissen, während die Anschläge Ludwigs XI., von denen Quentin das Werkzeug und das Opfer zugleich seyn sollte, zu derselben Zeit zur Beschämung des listigen Alten und zum Vortheile des einfachen jungen Menschen ausschlagen.

Eine oberflächliche Prüfung könnte Anfangs auf die Meinung bringen, daß die Hauptabsicht des Dichters in dem mit so viel Talent geschilderten historischen Contrast des Königs von Frankreich Ludwigs von Valois und des Herzogs von Burgund, Karls, des Kühnen, bestehe. Diese schöne Zwischenhandlung ist vielleicht in der That ein Fehler in der Ausarbeitung des Werks, weil er an Interesse mit dem Gegenstande selbst wetteifert; aber dieser Fehler, wenn er es wirklich ist, benimmt nichts der achtunggebietenden und zugleich komischen Stellung, welche dieser Gegensatz von zwei Prinzen darbietet, von denen der eine, ein geschmeidiger und ehrgeitziger Gewaltherrscher, den andern verachtet, einen harten und kriegerischen Tyrannen, der auf ihn herabsehen würde, wenn er

es wagte. Alle beide hassen einander; aber Ludwig trozt dem Hasse Carls, weil dieser Haß rauh und wild ist, Carl fürchtet Ludwigs Haß, weil solcher liebkosend ist. Der Herzog von Burgund ist in der Mitte seines Feldlagers und seiner Staaten unruhig in der Nähe des Königs von Frankreich, der ohne Vertheidigung ist, gleich dem Spürhunde in der Nachbarschaft der Katze. Die Grausamkeit des Herzogs geht aus seinen Leidenschaften hervor, die des Königs rührt von seiner Gemüthsart her. Der Burgunder ist bieder, weil er heftig ist; er hat nie daran gedacht, seine schlimmen Handlungen zu verbergen, er hat keine Gewissensbisse, denn er hat seine Verbrechen vergessen, wie seine Zornausbrüche. Ludwig ist abergläubig, vielleicht weil er Heuchler ist; die Religion genügt dem nicht, den sein Gewissen foltert, und der keine Reue empfindet; aber er glaubt umsonst an kraftlose Aussöhnungen; das Andenken an das Böse, das er begangen hat, lebt unaufhörlich in ihm bei dem Gedanken an das Böse, das er zu thun im Begriffe ist, weil man sich immer an das erinnert, was man lang überdacht hat, und weil das Verbrechen, wenn es ein Verlangen und eine Hoffnung

gewesen ist, nothwendig auch eine Erinnerung wird. Die beiden Prinzen sind andächtig; aber Carl schwört bei seinem Schwerdt, ehe er bei Gott schwört, während Ludwig sich bemüht die Heiligen durch silberne Geschenke oder Hofämter zu gewinnen, er mischt Diplomatik in sein Gebet und spielt Ränke selbst mit dem Himmel. Wenn es zu einem Kriege kommt, so prüft Ludwig noch die damit verbundene Gefahr, während Carl sich schon auf den Sieg verläßt. Die Staatsklugheit des Kühnen ist ganz in seinem Arm, aber das Auge des Königs reicht weiter als der Arm des Herzogs. Mit einem Wort: indem Walter Scott die beiden Nebenbuhler in das Spiel mischt, erweist er, um wie viel die Klugheit stärker ist, als die Kühnheit, und wie der, welcher nichts zu fürchten scheint, sich vor demjenigen fürchtet, welcher Alles zu befürchten scheint.

Mit welcher Kunst schildert uns der berühmte Schriftsteller den König von Frankreich, wie er mittelst einer erkünstelten Schurkerei bei seinem Stiefvetter von Burgund erscheint, und ihn um Gastfreundschaft bittet, in dem Augenblicke, wo der stolze Lehensmann ihn mit Krieg überziehen will.

Und was gibt es Dramatischeres, als die Nachricht von einem Aufruhr, der in den Staaten des Herzogs durch die Agenten (Geschäftsführer) des Königs genährt worden ist, wie der Blitz zwischen die zwei Prinzen in dem Augenblicke fällt, wo dieselbe Tafel sie vereinigt. So ist der Betrug durch den Betrug vereitelt, und der kluge Ludwig hat sich selbst ohne Vertheidigung der Rache eines mit Recht aufgereizten Feindes überliefert. Die Geschichte sagt zwar etwas von diesem Allem, aber ich glaube hierin lieber dem Roman, als der Geschichte, weil ich die moralische Wahrheit der historischen vorziehe. Ein noch merkwürdigerer Austritt ist vielleicht der, wo die beiden Prinzen, welche die weisesten Rathschläge einander noch nicht zu nähern vermochten, sich durch einen Akt der Grausamkeit mit einander aussöhnten, den der Eine aussinnt, und der andere in Ausführung bringt. Zum ersten Mal lachen sie mit einander aus Herzlichkeit und Vergnügen; und dieß Lachen, das durch eine Todesstrafe erregt ist, löscht für einen Augenblick ihre Zwistigkeit aus. Diese furchtbare Idee macht vor Verwunderung einen Schauer rege.

Wir haben die Schilderung des Saufgelages,

als häßlich und empörend beurtheilen gehört. Es ist, unseres Bedünkens, eines der schönsten Kapitel dieses Buchs. Da Walter Scott es unternommen hat, diesen berüchtigten Straßenräuber, mit dem Beinamen das wilde Schwein der Ardennen, zu schildern, so hätte sein Gemälde einen Fehler gehabt, wenn es nicht Abscheu erregt hätte. Man muß immer unbefangen in den Sinn eines dramatischen Stückes eindringen, und durchaus den Grund der Sachen aufsuchen. Man sieht nur auf diese Art es ein, wie sich das Stück bewegt, und ein Interesse gewährt. Es ist nur Sache der schüchternen Geister, mit einem starken Gedanken zu unterhandeln, und wieder zurückzuweichen auf dem Wege, den sie sich vorgezeichnet haben.

Wir wollen nach dem nämlichen Grundsatze zwei andere Stellen rechtfertigen, die uns nicht weniger der Betrachtung und des Lobes würdig scheinen. Die erste ist die Ausführung jenes Hayraddin, einer sonderbaren Person, aus welcher der Verfasser vielleicht noch mehr Nutzen hätte ziehen können. Die zweite ist das Kapitel, wo der König Ludwig XI., nachdem er auf Befehl des Herzogs von Burgund verhaftet worden war, in

seiner Gefangenschaft die Bestrafung des Astrologen, der ihn getäuscht hatte, durch Tristan l'Hermite vorbereiten läßt. Dieß ist eine ausnehmend schöne Idee, diesen grausamen König uns sehen zu lassen, wie er noch in seinem Kerker Raum genug für seine Rache findet, indem er Scharfrichter als lezte Diener in Anspruch nimmt, und den Rest seines Ansehens durch einen Befehl einer Todesstrafe beweist.

Wir könnten diese Beobachtungen vervielfachen, und uns bemühen zu zeigen, worin das neue Drama von Walter Scott uns mangelhaft scheine, namentlich in der Entwicklung; aber der Romandichter hätte ohne Zweifel viel bessere Gründe sich zu rechtfertigen, als wir hätten ihn anzugreifen, und gegen einen so furchtbaren Kämpfer würden wir unsere schwachen Waffen nicht mit Vortheil versuchen. Wir wollen uns darauf beschränken, ihm bemerklich zu machen, daß das Wort, das von ihm dem Hofnarren des Herzogs von Burgund bei der Ankunft des Königs Ludwig XI. zu Peronne in Mund gelegt worden ist, dem Hofnarren Franz des ersten gehört, der es bei der Durchreise Carls des fünften durch Frankreich im

Jahr 1535 aussprach. Die Unsterblichkeit dieses armen Triboulet hängt nur an diesem Worte; man muß es ihm lassen. Auf gleiche Weise glauben wir, daß das witzige Auskunftsmittel, das der Astrologe (Sterndeuter) Galeotti anwendet, um Ludwig XI. auszuweichen, schon einige tausend Jahre vorher von einem Philosophen, den Dionysios von Syrakus hinrichten lassen wollte, ersonnen war. Wir legen auf diese Bemerkungen nicht mehr Werth, als sie verdienen; ein Romanendichter ist kein Chronikschreiber. Wir sind nur erstaunt, daß der König in dem Rathe von Burgund das Wort an Ritter vom heiligen Geistorden richtet, da dieser erst ein Jahrhundert später von Heinrich III. gestiftet worden ist. Wir glauben sogar, daß der Orden St. Michael, mit dem der edle Verfasser seinen tapfern Lord Crawford ziert, von Ludwig XI. erst nach seiner Gefangenschaft errichtet worden ist. Walter Scott möge uns diese kleinen chronologischen Spitzfindigkeiten verzeihen! Indem wir einen leichten Schulfuchs-triumph über einen so berühmten Alterthumskenner davon tragen, können wir uns jener unschuldigen Freude nicht erwehren, die den Quentin Durward ausser sich brachte, als

er den Herzog von Orleans aus dem Sattel gehoben und dem Dunois die Spitze geboten hatte, und wir kämen in Versuchung, ihn über unsern Sieg um Vergebung zu bitten, wie Carl der Fünfte den Pabst. Sanctissime Pater, indulge victori.

Ueber den Abbe de la Mennais.

Bei Gelegenheit des Versuchs über die Gleichgültigkeit in der Religion.

Sollte es wahr seyn, daß es in der Bestimmung der Nationen einen Augenblick gibt, wo die Bewegungen des gesellschaftlichen Körpers nur die lezten Zuckungen eines Sterbenden zu seyn scheinen? Sollte es wahr seyn, daß man das Licht aus dem Verstande der Völker allmählich verschwinden sehen kann, so wie man am Himmel die Abenddämmerung nach und nach erlöschen sehen kann? Dann — so sagen prophetische Simmen — ist das Gute und das Böse, das Leben und der Tod, das Seyn und das Nichts vorhanden; und die Menschen schweifen von Einem zum Andern herum,

wie wenn sie zu wählen hätten. Die Thätigkeit der Gesellschaft ist nicht mehr Thätigkeit, sie ist ein schwacher und zugleich heftiger Schauder, wie eine Erschütterung des Todeskampfes. Die Entwicklungen des menschlichen Geistes bleiben stehen, seine Revolutionen beginnen. Der Fluß befruchtet nicht mehr, er verschlingt; die Fackel erleuchtet nicht mehr, sie verzehrt. Der Gedanke, der Wille, die Freiheit, diese göttlichen Kräfte, die von der göttlichen Allmacht der menschlichen Gesellschaft eingeräumt worden sind, machen dem Stolze, der Empörung dem persönlichen Naturtrieb Platz. Auf die gesellschaftliche Voraussicht folgt jene tiefe thierische Blindheit, welcher es nicht gegeben ist, die Annäherung des Todes zu bemerken. Bald führt in der That die Empörung der Glieder das Zerreißen des Körpers herbei, auf welche die Auflösung des Leichnams folgen wird. Der Kampf der vorübergehenden Interessen tritt an die Stelle der ewigen Glaubenssätze. Etwas thierisches erwacht in dem Menschen, und verträgt sich brüderlich mit seiner herabgewürdigten Seele. Er entsagt dem Himmel, und wächst pflanzenmäßig, tief unter seiner Bestimmung. Alsdann sind zwei Feldlager in

der Nation abgestochen. Die Nation stellt nur ein hartnäckiges Handgemenge in einer tiefen Nacht dar, wo kein anderes Licht leuchtet als der Blitz der Schwerdter, die einander stoßen, und der Funke der Rüstungen, die zerschmettert werden. Die Sonne würde vergebens über diese Unglücklichen aufgehen, um sie aufmerksam darauf zu machen, daß sie Brüder sind; erpicht auf ihr blutiges Geschäft würden sie sie nicht einmal sehen. Der Staub von ihrem Kampfe verblendet sie.

Alsdann hört, um den feierlichen Ausdruck von Bossuet zu entlehnen, ein Volk auf, ein Volk zu seyn. Die Ereignisse, die sich mit einer immer wachsenden Schnelligkeit beschleunigen, schwängern sich immermehr mit einem düstren Gepränge von Vorsehung und Verhängniß, und die kleine Anzahl von arglosen, den alten Prophezeihungen treu gebliebenen Menschen blicken furchtsam umher, ob sich nicht Zeichen am Himmel offenbaren.

Wir wollen hoffen, daß unsere alten Monarchien noch nicht auf diesem Standpunkte sind. Man behält einige Hoffnung von Heilung, so lange der Kranke den Arzt nicht zurückstößt, und die gierige Begeisterung, welche die ersten Gesänge religiöser

Dichtkunst, die dieses Jahrhundert gehört hat, erweckten, beweist, daß es noch eine Seele in der Gesellschaft gibt.

Diesen göttlichen Hauch zu befestigen, diese himmlische Flamme zu beleben, darauf zielen heut zu Tage alle wahrhaft erhabenen Geister hin. Jeder bringt seinen Funken zum allgemeinen Heerde, und, Dank sey ihrer edelmüthigen Thätigkeit, das gesellschaftliche Gebäude kann schnell wieder aufgebaut werden, wie die zauberischen Palläste der arabischen Erzählungen, welche eine Legion von Genien in einer Nacht vollendete. Auch finden wir Andacht in unsern Schriftstellern, und Salbung in unsern Dichtern. Es erhebt sich von allen Seiten ein ernsthaftes und sanftes, an Erinnerungen und Hoffnungen reiches Zeitalter. Es fordert seine Zukunft zurück von den angeblichen Philosophen des lezten Jahrhunderts, die ihre Vergangenheit gern wieder anfangen möchten. Es ist rein, und mithin nachsichtig, sogar gegen diese alten und unverschämten Strafbaren, welche seine Bewunderung wieder in Anspruch zu nehmen wagen; aber seine Nachsicht für die Schuldigen schließt seinen Abscheu gegen die Verbrechen nicht aus. Es will sein Daseyn nicht auf Abgründe

stützen, nämlich auf Gottesverläugnung und auf Gesetzlosigkeit; es entsagt der Erbschaft von Todes wegen, womit die Revolution es noch verfclgt; es kommt zur Religion zurück, weil die Jugend nicht gern auf das Leben Verzicht thut, deßwegen fordert es vom Dichter mehr, als die älteren Zeitalter davon erhalten haben. Es gab dem Volke nur Gesetze, und fordert von ihm nur Glauben und Zutrauen.

Einer der Schriftsteller, die am stärksten dazu beigetragen haben, diesen Durst nach religiösen Aufregungen unter uns zu erwecken, einer von denen, die es am besten verstanden, ihn zu stillen, das ist unwidersprechlich der Herr Abbe F. de la Mennais. Dieser ehrwürdige Priester war, seit seinen ersten Schritten, auf den Gipfel literarischen Glanzes gekommen, und scheint nur flüchtig dem menschlichen Ruhm in den Weg gekommen zu seyn. Er strebt höher. Der Zeitpunkt der Erscheinung des Versuches über die Gleichgültigkeit wird einen Zeitabschnitt dieses Jahrhunderts ausmachen. Es muß ein sonderbares Geheimniß in diesem Buche seyn, das Niemand ohne Hoffnung oder ohne Schrecken lesen kann, wie wenn es eine hohe Offenbarung

unserer Bestimmung versteckte. Wechselsweise majestätisch und leidenschaftlich, einfach und prächtig, ernsthaft und heftig, tiefsinnig und erhaben, wendet sich der Schriftsteller an das Herz mit aller Zärtlichkeit, an den Geist mit allen Kunstgriffen, an die Seele mit aller Begeisterung. Er erleuchtet, wie Pascal, er brennt, wie Rousseau, er blizt, wie Bossuet. Sein Gedanke läßt in den Geistern immer eine Spur, die er bewirkt hat, zurück; er schlägt alle diejenigen nieder, die er nicht erhebt. Er muß trösten, wofern er nicht zur Verzweiflung bringt. Er macht Alles das welk, was nicht Frucht bringen kann. Es gibt über ein solches Werk keine vermischte Meinung; man greift ihn als einen Feind an, oder man vertheidigt ihn, wie einen Retter. Das ist doch auffallend! dieß Buch war ein Bedürfniß unseres Zeitalters, und die Mode hat sich seinen glücklichen Erfolg zum Geschäft gemacht! Das ist ohne Zweifel das erste Mal, daß die Mode die Parthie der Ewigkeit ergriffen hat. Indem man diese Schrift verschlungen, hat man an den Verfasser eine Menge Vorwürfe gerichtet, welche Jeder für sich an sein Gewissen hätte richten sollen. Alle Laster, die er aus dem menschlichen Herzen

verbannen wollte, haben geschrieen, wie die aus dem Tempel verjagten Krämer. Man hat besorgt, die Seele möchte leer bleiben, wenn er die Leidenschaften daraus vertrieben hätte. Wir haben sagen hören, daß dieß herbe Buch das Leben verdüstere, daß dieser mürrische Priester die Blumen aus dem Pfade des Menschen ausreiße. Ich gebe es zu. Aber die Blumen, die er ausreißt, sind solche, die den Abgrund verdecken.

Dieß Werk hat noch eine andere Erscheinung hervorgebracht, die in unsern Tagen sehr merkwürdig ist, das ist die öffentliche Erörterung einer theologischen Frage. Und, was sonderbar daran ist, und was man dem ausserordentlichen, durch den Versuch 2c. veranlaßten Interesse zuschreiben muß, die Leichtfertigkeit der Weltleute und die Befangenheit der Staatsmänner sind eine Zeitlang vor dem scholastischen und religiösen Kampfe verschwunden. Man glaubte einen Augenblick die Sorbonne zwischen den zwei Kammern aufs Neue hervorkommen zu sehen.

Herr de la Mennais hat, unterstüzt in seiner Kraft durch die Kraft von Oben, seine Leser daran gewöhnt, ihn von einem Ende zum andern seiner

STADTBIBLIOTHEK

unermeßlichen Composition die Bürde einer Grundidee, einer ungeheuren und einzigen Idee, ohne den Athem zu verlieren, tragen zu sehen. Durchaus offenbart sich in ihm der Besitz eines großen Gedankens. Er entwickelt ihn in allen seinen Theilen, er malt ihn in allen Einzelnheiten aus, erklärt ihn in allen seinen Geheimnissen, beurtheilt ihn in allen seinen Resultaten. Er steigt zu allen Gründen auf, wie er zu allen Folgerungen wieder hinabsteigt.

Werke dieser Art haben unter Anderem auch die wohlthätige Folge, daß sie gegen Alles das, was die Anführer der unglaubigen Secte spöttisches und ironisches geschrieben haben, einen tiefen Widerwillen einflößen. Wenn man einmal so hoch gestiegen ist, so will man nicht mehr eben so tief wieder herabsteigen. Sobald man die Luft geathmet, und das Licht gesehen hat, so kann man nicht in diese Finsterniß und Leere zurückgehen. Man ist von einem unaussprechlichen Mitleiden ergriffen, wenn man Menschen ihren Hauch erschöpfen sieht, um Gott zu schmieden oder umzublasen. Man ist zu glauben versucht, daß der Gotteslläugner ein besonderes Wesen ist, auf seine eigene Art gebildet, und daß er mit Recht seine Stelle unter den Thieren

in Anspruch nehmen kann, denn bei der Empörung des Verstandes gegen den Verstand ist Alles unbegreiflich. Und dann ist es nicht eine sonderbare Gesellschaft, um eine Gesellschaft von solchen Einzelwesen, die, jeder für sich einen Schöpfer von ihrer Schöpfung, einen Glauben nach ihrer Meinung haben, die über die Ewigkeit verfügt, während die Zeit sie wegrafft; und welche jene multiplex religio, ein ungeheurer von einem Heiden erfundener Ausdruck, zu verwirklichen suchen? Man möchte wohl sagen, das Chaos verfolge das Nichts. Während die Seele des Christen, gleich der Flamme, die von der Laune der Luft vergeblich angegriffen wird, sich unaufhörlich gegen den Himmel erhebt, so ist der Geist dieser Unglücklichen, wie das Gewölk, das seine Form und seinen Lauf nach dem Winde, der es treibt, wechselt. Und man lacht, sie ewige Dinge von der Höhe der menschlichen Philosophie beurtheilen zu sehen, wie über die Unglücklichen, die mühsam den Gipfel eines Gebirges ersteigen, um die Sterne besser zu untersuchen.

Diejenigen, welche den durch so viele Gifte berauschten Nationen die wahre Nahrung des Lebens

und des Verstandes bringen, müssen sich auf die Heiligkeit ihrer Unternehmung verlassen.

Bald oder spät, drängen sich die besser belehrten Völker um sie her, und sagen ihnen, wie Johannes zu Jesus: Ad quem ibimus? verba vitae aeternae habes. „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.“

Ueber Lord Byron.

Aus Veranlassung seines Todes.

Wir sind im Juni 1824. Lord Byron ist so eben gestorben.

Man verlangt unsere Ansicht über Lord Byron, und zwar über den gestorbenen Lord Byron. Was liegt an unserer Ansicht? zu was dient das Schreiben, insofern man nicht voraussezt, daß es Jedem, wer es auch sey, unmöglich seyn werde, über einen so großen Dichter und ein so großes Ereigniß, nicht einige Worte zu sagen, die würdig wären, gesammelt zu werden. Darf man den sinnreichen Fabeln des Orients glauben, so wird eine Thräne eine Perle, indem sie ins Meer fällt.

Bei dem Standpunkte, in den uns der Geschmack an Wissenschaften versezt, in der friedlichen Region, in die uns die Liebe zur Ungbhängigkeit und zur Dichtkunst gestellt hat, mußte uns der Tod Byrons so schmerzlich treffen, wie ein häusliches Unglück. Er war für uns einer der Unglücksfälle, die uns nahe berühren. Wer seine Tage dem Dienste der Wissenschaft geweiht hat, fühlt, daß der Kreis seines physischen Lebens sich um ihn her enger schließe, während die Sphäre seiner geistigen Existenz sich vergrößert. Eine kleine Anzahl geliebter Wehen beschäftigt die Zärtlichkeit seines Herzens, während alle Dichter, Gestorbene und Zeitgenossen, Fremde und Landsleute, der Zustände der Seele sich bemächtigen. Die Natur hatte ihm eine Familie gegeben, die Dichtkunst schafft ihm eine zweite. Seine Sympathien, die so wenige Wesen neben ihm erwecken, suchen, mitten durch den Wirbel der gesellschaftlichen Beziehungen, nach Maßgabe der Zeitläufe und der Entfernung, einige Menschen, die er versteht, und von denen verstanden zu werden, er sich würdig fühlt. Während in dem eintönigen Kreislaufe der Gewohnheiten und Geschäfte die Menge der Gleichgültigen ihn quetscht,

und an ihm anstoßt, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen, so begründen sich zwischen ihm und den hier und da zerstreuten Menschen, die seine Neigung gewählt hat, innige Verhältnisse und, so zu sagen, elektrische Mittheilungen. Eine liebliche Gedankengemeinschaft befestigt ihn, wie ein unsichtbares und unauflösliches Band, an die von ihm auserlesene Wesen, die in ihrer Welt eben so abgesondert stehen, wie er in der seinigen; so daß, wann er zufällig einem von ihnen begegnet, ein bloßer Blick hinreicht, sich einander zu entdecken, ein Wort, um in den Grund ihrer Seelen gegenseitig einzudringen, und das Gleichgewicht davon wieder zu erkennen; und, nach einigen Augenblicken, sind diese Fremde gegen einander, wie zwei von derselben Milch genährte Brüder, wie zwei durch dasselbe Unglück erprobten Freunde.

Es sey uns erlaubt, es zu sagen, und, wenn man will, uns damit zu rühmen, daß eine Sympathie dieser Art, die wir so eben erklärt haben, uns zu Byron hinzog. Es war gewiß nicht der Reitz, den das Genie dem Genie einflößt; es war zum wenigsten eine aufrichtige Empfindung von Bewunderung, Begeisterung und Dankbarkeit, denn

man ist den Männern, deren Werke und Handlungen das bewirken, daß das Herz edel schlägt, Erkenntlichkeit schuldig. Als man uns den Tod dieses Dichters meldete, so schien es uns, daß man uns einen Theil unserer Zukunft weggenommen habe. Nur mit bitterer Empfindung haben wir darauf verzichtet, mit Byron eine der poetischen Freundschaften zu knüpfen, wie wir solche mit der Mehrzahl der vornehmsten Geister unseres Zeitalters zu unserem großen Vergnügen rühmlich unterhalten haben, und wir haben den schönen Vers an ihn gerichtet, mit dem ein Dichter seiner Schule den edlen Schatten von André Chénier begrüßte:

So lebe denn wohl mein junger Freund, den ich nicht kennen gelernt habe.

Weil wir uns so eben ein Wort über des Lord Byron besondere Schule haben entschlüpfen lassen, so wird es vielleicht am Platze seyn, hier zu untersuchen: welche Stelle sie in der Gesammtheit der gegenwärtigen Literatur einnimmt, da man sie so angreift, wie wenn sie besiegt werden könnte, und so verläumdet, wie wenn sie verurtheilt werden könnte. Falsche Geister, die jede Frage zu verrücken geeignet sind, suchen unter uns einen sehr

sonderbaren Gedanken in Ausnahme zu bringen. Sie haben sich die Vorstellung gemacht, daß die gegenwärtige Gesellschaft in Frankreich durch zwei schlechterdings entgegengesezte Literaturen ausgedrückt sey; das heißt, daß derselbe Baum auf einmal zwei Früchte von ganz verschiedener Art trage, daß dieselbe Ursache zu gleicher Zeit zwei miteinander unverträgliche Wirkungen hervorbringe. Aber diese Gegner von Neuerungen haben nicht einmal wahrgenommen, daß sie dadurch eine ganz neue Denklehre erschafften. Sie fahren alle Tage fort, die Literatur, die sie classisch heißen, so zu behandeln, wie wenn sie noch lebte, und diejenige, welche sie romantisch nennen, so wie wenn sie nächstens verloren ginge. Diese gelehrten Redekünstler, die unaufhörlich den Vorschlag gemacht haben, das, was vorhanden ist, gegen das, was vorhanden war, umzutauschen, erinnern uns unwillkührlich an den rasenden Roland von Ariost, welcher einen Reisenden ernsthaft bittet, einen Tausch einer todten Stute gegen ein lebendiges Pferd sich gefallen zu lassen. Roland gibt übrigens zu, daß seine Stute todt sey, dieß sey aber, sezt er hinzu, ihr einziger Fehler. Aber die Rolande der angeblich classischen

Art sind noch nicht auf dieser Höhe, in Rücksicht auf Urtheil und Redlichkeit. Man muß ihnen also das, was sie nicht zugestehen wollen, aus dem Kopf bringen, und ihnen erklären, daß heutzutage nur Eine Literatur vorhanden ist, wie nur Eine Gesellschaft existirt, daß die vorhergehenden Literaturen, die allerdings unsterbliche Denkmale hinterließen, haben verschwinden müssen, und mit den Zeitaltern, deren gesellschaftliche Gewohnheiten und politische Aufregungen sie ausgedrückt haben, wirklich verschwunden sind. Der Geist unseres Zeitalters, vielleicht eben so schön, als der Geist der berühmteren Epochen, kann nicht derselbe seyn; und es hängt ebensowenig von den gleichzeitigen Schriftstellern ab, eine vergangene Literatur wieder ins Leben zu rufen,*) als es von dem Gärtner abhängt, Herbstblätter auf Frühlingszweigen wieder grün werden zu lassen.

---

*) Man muß, indem man dieß liest, nicht ausser Acht lassen, daß man, unter den Worten Literatur eines Jahrhunderts, nicht bloß das Ganze der während dieses Jahrhunderts hervorgebrachten Werke verstehen muß, sondern auch die allgemeine Ordnung von Ideen und Empfindungen, welche — meistens ohne Vorwissen ihrer Urheber selbst — ihre Mischung geleitet, und gleichsam den Vorsitz dabei geführt hat.

Man betrüge sich darin nicht: Vergeblich versucht insbesondere eine kreine Anzahl kleiner Geister, die allgemeinen Ideen, die gegen das jammervolle literarische System des lezteren Jahrhunderts an der Tagesordnung gewesen sind, wieder einzuführen. Dieser natürlich dürre Boden ist seit langer Zeit ausgetrocknet. Ausserdem fängt man nach Robespierre's Guillotinen nicht wieder Dorat's Madrigale von vornen an, und im Jahrhunderte Bonaparte's kann man Voltaire nicht fortsetzen. Die wirkliche Literatur unserer Zeit, die, deren Schriftsteller auf Aristidische Art geächtet sind; die, welche von allen Federn verstoßen, von allen Leyern an Kindesstatt angenommen sind; die, welche troß einer ungeheuren und berechneten Verfolgung, alle ihre Talente in ihrem stürmischen Umkreise aufblühen sieht, wie Blumen, die nur an solchen Oertern wachsen, die von Winden hin und her geworfen werden, kurz diejenige, welche von denen, welche unbedenklich entscheiden, wieder aufgefunden wurde, wird von Männern vertheidigt, die mit ihrer Seele denken, mit ihrem Geiste urtheilen, und mit ihrem Herzen empfinden; diese Literatur hat nicht den weichen und unverschämten Gang der Muse, die

den Cardinal Dubois besang, der Pompadour schmeichelte, und unsere Johanne d'Arc beschimpfte. Sie fragt weder nach dem Schmelztiegel des Atheisten, noch nach dem Zergliederungsmesser des Materialisten. Sie entlehnt vom Skeptiker nicht die bleierne Wage, der nur zu seinem Vortheil das Gleichgewicht stört. Sie bringt nicht Gesänge für Metzeleien in den Saufgelagen zur Welt. Sie kennt weder Schmeichelei noch Kränkung. Sie leiht der Lüge nichts Verführerisches. Sie nimmt den Täuschungen ihren Reitz nicht weg. Fremd allem dem, was nicht ihr wahrer Zweck ist, schöpft sie die Dichtkunst aus den Quellen der Wahrheit. Ihre Einbildungskraft wird durch den Glauben fruchtbar. Sie folgt den Fortschritten der Zeit, aber mit einem gesezten und abgemessenen Schritte. Ihr Charakter ist ernst, ihre Stimme ist wohlklingend und hell. Sie ist, mit Einem Wort, das, was der gemeinschaftliche Gedanke einer großen Nation nach großem Jammer seyn muß; traurig, stolz und religiös. Im Nothfall nimmt sie keinen Anstand, sich in die öffentlichen Zwistigkeiten zu mischen, um sie zu beurtheilen oder zu beschwichtigen. Denn wir sind nicht mehr in der Zeit der Hirtengesänge, und die

Muse des neunzehnten Jahrhunderts kann nicht sagen:

Non me agitant populi fasces, aut purpura regum.

Indessen bietet diese Literatur, wie alle menschlichen Dinge, selbst in ihrer Feinheit, ihre düstere und ihre tröstende Seite dar. Zwei Schulen haben sich in ihrem Schooße gebildet, welche die doppelte Lage vorstellen, in welcher unsere politischen Unglücksfälle die Geister wechselseitig hinterlassen haben; die Ergebung und die Verzweiflung. Alle beide erkannten das an, was eine spottende Philosophie geläugnet hatte, die Ewigkeit Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die ursprünglichen Wahrheiten und die geoffenbarten Wahrheiten; aber die eine, um anzubeten, die andere, um zu fluchen. Die eine sieht Alles von der Höhe des Himmels an, die andere aus der Tiefe der Hölle. Die eine sezt an die Wiege des Menschen einen Engel, den er am Kopfkissen seines Sterbebettes sitzend wieder findet; die andere umgibt ihre Schritte mit Dämonen, Gespenstern und unheilbringenden Erscheinungen. Die erste spricht ihm zu, Vertrauen zu haben, weil er niemals allein ist; die andere sezt ihn in Schrecken, indem sie ihn unaufhörlich sich selbst überläßt. Alle

beide besitzen gleichmäßig die Kunst, liebliche Auftritte in einer Skizze zu entwerfen, und furchtbare Gestalten mit einem Stifte zu zeichnen; aber die erste, die darauf bedacht ist, nie das Herz zu zerschlagen, gibt noch den düstersten Gemälden einen gewissen göttlichen Wiederschein; die zweite, die immer sorgsam ist, zu betrüben, breitet über die lachendsten Bilder gleichsam einen höllischen Schein aus. Kurz, die eine ist dem Immanuel ähnlich, der sanft und stark ist, indem er sein Reich auf einem Blitz und leichten Wagen durchwandert, die andere ist jener stolze Satan *), der so viele Sterne in seinen Fall fortriß, als er vom Himmel herabgestürzt wurde. Diese zwei Zwillingsschulen, die auf dieselbe Grundlage gebaut, und so zu sagen, in derselben Wiege geboren sind, scheinen uns insbesondere in der europäischen Literatur durch zwei berühmte Männer von Geist: Chateaubriand und Byron, vertreten zu seyn.

---

*) Hier ist nur ein einfacher Bericht, der den Titel satanische Schule, unter dem ein Mann von Talent die Schule des Lord Byron bezeichnet hat, nicht rechtfertigen kann.

Beim Ausgang unserer ungeheuren Revolutionen kämpften zwei politische Stände auf demselben Boden. Eine alte Gesellschaft stürzte vollends ein; eine neue Gesellschaft begann sich zu erheben. Hier Trümmer, dort Anlagen. Lord Byron hat in seinen düstern Klaggesängen die lezten Zuckungen der sterbenden Gesellschaft ausgedrückt. Herr von Chateaubriand hat mit seinen erhabenen Eingebungen die ersten Bedürfnisse der wiederbelebten Gesellschaft befriedigt. Die Stimme des einen ist wie der Abschiedsgesang des Schwanes vor seinem Tode; die Stimme des andern ist gleich dem Gesange des Phönix, der von seiner Asche wieder ersteht.

Durch die Schwermüthigkeit seines Genie, durch den Stolz seines Charakters, durch die Stürme seines Lebens ist Lord Byron das Vorbild der Art von Dichtkunst, in welcher er Meister war. Alle seine Werke sind tief gezeichnet mit dem Siegel seiner Eigenthümlichkeit, es ist immer eine düstere und hochmüthige Gestalt, die der Leser in jedem Gedichte gleichsam mitten durch einen Trauerflor gehen sieht. Unterliegend zuweilen, wie alle tiefen Denker, einem leeren Luftgebilde und dem Dunkel, hat er Worte, welche eine Seele in den Grund hinein ergreifen,

Seufzer, welche eine Existenz völlig beurkunden. Es scheint, daß sein Herz jedem Gedanken sich öffne, der daraus hervorspringt, wie ein feuerspeiender Berg, welcher Blitze schleudert. Die Schmerzen, die Freuden, die Leidenschaften haben für ihn keine Geheimnisse, und wenn er die wirklichen Gegenstände nur mitten durch einen Schleier sehen läßt, so zeigt er die überwirklichen idealen Regionen nackt. Man kann ihm den Vorwurf machen, daß er die Anordnung seiner Gedichte völlig vernachlässige; ein bedeutender Fehler, denn ein Gedicht, dem die Anordnung mangelt, ist ein Gebäude ohne Zimmerwerk, oder ein Gemälde ohne Fernschein. Ebenso treibt er die lyrische Geringschätzung der Uebergänge zu weit; und man mag wohl zuweilen wünschen, dieser so treue Maler der inneren Aufregungen möchte die physischen Beschreibungen weniger phantastisch beleuchten, und weniger dunstige Farben auf dieselben auftragen. Sein Genie ist zu oft einem ohne Zweck Spazierengehenden ähnlich, der während dem Gehen träumt, und in einer tiefen inneren Anschauung versunken nur ein undeutliches Bild der Oerter, die er durchlaufen hat, zurückbringt. Wie dem auch sey, selbst in seinen

weniger schönen Werken erhebt sich diese eigensinnige Einbildungskraft auf Höhen, zu denen man nicht ohne Flügel gelangt. Der Adler heftet vergeblich seine Augen auf die Erde, er behält gleichwohl den erhabenen Blick, dessen Weite bis an die Sonne reicht *). Man hat behauptet, daß der Verfasser

---

*) In einem Augenblick, wo ganz Europa eine ausgezeichnete Hochachtung dem Genie des Lord Byron, eines, seitdem er todt ist, anerkannt großen Mannes, erzeigt, wird der Leser neugierig seyn, hier einige Stellen aus dem merkwürdigen Artikel wieder zu lesen, mit denen die **Revue d'Edimbourg**, eine in Ansehen stehende Zeitschrift, bei ihrem ersten Auftritte den berühmten Dichter begrüßte. In diesem Tone unterhalten uns übrigens gewisse Zeitschriften jeden Morgen oder jeden Abend von den vorzüglichsten Talenten unseres Zeitalters:

„Die Gedichte unseres jungen Lords sind von der Art, welche für Götter und Menschen unerträglich ist. Seine Gedanken sind so platt, daß man sie mit einem stehenden Wasser vergleichen kann. Gleichsam zu seiner Entschuldigung erinnert der edle Schriftsteller unaufhörlich daran, daß er minderjährig ist. Vielleicht will er uns sagen: „s het, wie ein Minderjähriger schreibt." Aber ach! wir erinnern uns alle an die Gedichte des zehnjähgen Cowley und jene des zwölfjährigen Pope. Weit entfernt, mit Verwunderung zu vernehmen, daß schlechte Verse von einem Schüler bei seinem Austritte aus dem Collegium geschrieben worden sind, glauben wir dieß, als etwas sehr Gewöhnliches, und unter zehn Schülern

des Don Juan, von einer Seite seines Geistes, der Schule des Verfassers des Candide angehörte. Weit gefehlt! Es ist zwischen dem Lachen Byrons und dem Lachen Voltaires ein bedeutender Unterschied. Voltaire hatte keine Leiden zu erdulden. Hier wäre es Zeit, etwas von dem so gequälten Leben des edlen Dichters zu sagen; aber in der Ungewißheit, in der wir uns über die wahren Ursachen der häuslichen Unglücksfälle, die seinen Charakter verstimmt

---

mögen wohl neun seyn, die es eben so gut, oder noch besser als Lord Byron thun können....

Im Grunde ist dieß die einzige Rücksicht (die des hohen Ranges des Verfassers), die uns bestimmte, den Lord Byron in unserer Zeitschrift aufzuführen, und überdieß unser Wunsch, ihm zu rathen, die Dichtkunst aufzugeben, um seine Talente besser anzuwenden.

In dieser Absicht wollen wir ihm sagen, daß der Reim und die Zahl der Füße, wenn auch diese Anzahl immer regelmäßig wäre, nicht die ganze Dichtkunst ausmacht; wir möchten ihm gern die Ueberzeugung beibringen, daß ein wenig Geist und Einbildungskraft unerläßlich seyen, und daß ein Gedicht, wenn es gelesen werden soll, heut zu Tage neue oder neu scheinende Gedanken haben muß.

Was seine Nachahmungen der Ossian'schen Gedichte betrifft, so verstehen wir einander darin so wenig, daß wir Gefahr laufen würden, Macpherson zu tadeln, indem

haben, befinden, wollen wir lieber davon schweigen, damit unsere Feder nicht gegen unsern Willen sich verirre. Da wir den Lord Byron nur aus seinen Gedichten kennen, so ist es uns angenehm, ein Leben nach seiner Seele und in seinem Genie bei ihm vorauszusetzen. Wie alle hervorragende Männer, ist er zuverlässig der Verläumdung zur Beute geworden. Nur auf ihre Rechnung schreiben wir die ehrenrührigen Gerüchte, die so lange den berühmten Namen des Dichters begleitet haben.

---

wir schlechterdings nur unsere Meinung über die Rhapsodien dieses neuen Nachahmers ausdrücken wollten. Was wir davon sagen können, besteht lediglich nur darin, daß sie dem Macpherson ähnlich sind, und wir sind gewiß davon, daß sie völlig eben so dumm und langweilig sind, als die von unserem Landsmann.

Ein großer Theil des Bandes ist dem Bestreben gewidmet, die Beschäftigung des Verfassers während seiner Erziehung zu verewigen. Wir bedauern, einen schlechten Begriff von dem Psalmgesang des Collegs zu geben, wenn wir diese attischen Stanzen hier anführen: (Es folgt die Anführung.) ....

Aber möge auch das Urtheil, das man über die Gedichte des edlen Minderjährigen aussprechen kann, beschaffen seyn, wie es wolle, so scheint es uns, daß wir sie, wie wir sie finden, nehmen, und uns damit begnügen müssen; denn es sind die lezten, die wir von ihm erhalten werden. Es mag ihm gelingen oder nicht, so

Uebrigens hat diejenige Person, die durch seine Ungebühr gekränkt worden ist, diese ohne Zweifel im Augenblicke seines Todes zuerst vergessen. Wir hoffen, sie habe ihm verziehen, denn wir gehören zu denen, die nicht denken, daß der Haß und die Rachgier auf den Grabstein etwas einzugraben haben.

---

ist es sehr unwahrscheinlich, daß er von Neuem sich dazu hergibt, Schriftsteller zu werden. So wollen wir denn das Angebotene nehmen, und erkenntlich dafür seyn. Mit welchem Recht könnten so arme Teufel, wie wir sind, so leckerhaft seyn? Es ist zuviel Ehre für uns, von einem Manne von solchem Rang, wie dieser Lord, soviel zu empfangen. Wir wollen dankbar seyn; wir wiederholen es, und mit dem guten Sancho hinzusetzen: „Gott segne den Geber! einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul."

Lord Byron geruhte, sich an diesem elenden Plunder von Gemeinplätzen, dem beständigen Stoffe, den die neidige-Mittelmäßigkeit unaufhörlich gegen das Genie vorbringt, zu rächen. Die Verfässer der Revue d'Edimbourg mußten unter den Streichen seiner satyrischen Peitsche sein Talent anerkennen. Eine abschreckende Strafe! wir gestehen indessen, daß wir lieber gesehen hätten, wenn Lord Byron sie mit dem Stillschweigen der Verachtung gestraft hätte. Wenn dieser Rath nicht in seinem Interesse gelegen war, so wäre er wenigstens in seiner Würde gelegen.

Und wir, laßt uns ihm auch seine Fehler, seine Irrthümer, und selbst seine Werke ihm verzeihen, wo er von der doppelten Höhe seines Charakters und seines Talents herabzusteigen geschienen hat; laßt uns ihm verzeihen, er ist so edel gestorben! er ist so rühmlich gefallen! Er hatte da das Ansehen eines kriegerischen Vertreters der neumodischen Muse in dem Vaterlande der alterthümlichen Musen. Edelmüthig diente er in dem Hülfsheere des Ruhms, der Religion und der Freiheit; seinen Degen und seine Leyer hat er den Nachkommen der ersten Krieger und der ersten Dichter gebracht, und schon hat die Schwere seiner Lorbeerblume es bewirkt, daß die Waage zu Gunsten der unglücklichen Hellenen sich neigte. Wir sind ihm, und wir besonders, sind ihm eine tiefgefühlte Dankbarkeit schuldig, er hat Europa bewiesen, daß die Dichter der neuen Schule, wenn sie schon die Götter des heidnischen Griechenlands nicht mehr anbeten, doch immer seine Helden bewundern, und daß, wenn sie den Olymp verlassen, sie wenigstens den Thermopylen niemals entsagt haben.

Der Tod Byron's ist auf dem ganzen Festlande mit Zeichen eines allgemeinen Schmerzes

aufgenommen worden. Das Geschütze der Griechen hat seine Ueberreste lange Zeit begrüßt, und eine Nationaltrauer hat den Verlust dieses Fremden wie eine öffentliche Calamität gefeiert. Die stolzen Pforten des Westmünsters haben sich von selbst geöffnet, damit der Grabstein des Dichters die Grabstätte der Könige ehren möge. Sollen wir es sagen? Mitten unter diesen ruhmvollen Zeichen allgemeiner Betrübniß forschten wir nach, welches feierliche Zeugniß von Begeisterung Paris, diese Hauptstadt von Europa, dem Heldenschatten Byrons zu Theil werden ließ; und wir sahen eine Narrenkappe, die seine Leyer verhöhnte, und Fußgestelle, die seinen Sarg beschimpften *).

---

*) Einige Tage nach der Nachricht vom Tode des Lord Byron stellte man noch auf einer gewissen Schaubühne des Bollwerks (Boulevard) eine — ich weiß nicht was für eine — Posse von schlechtem Ton und schlechtem Geschmack vor, wo dieser edle Dichter unter dem lächerlichen Namen des Lords Drei Sterne persönlich auf die Bühne gebracht ist.

Ideen aufs Geradewohl.

I.

Juli 1824.

Alle möglichen Ohren müssen sich wohl gewöhnen, es sagen und wiederholt sagen zu hören, eine Revolution in den Künsten hat Statt gefunden. Sie hat in der Dichtkunst angefangen, sie ist in der Musik fortgesezt worden; jezt bringt sie die Malerei wieder auf, und in Kurzem wird sie unfehlbar die Bildhauerei und Baukunst, die seit langer Zeit todt sind, wie immerfort die Künste bei voller Academie sterben, wieder zum Leben bringen. Im übrigen ist diese Revolution nur ein allgemeiner Rücktritt zu der Natur und zu der Wahrheit, nämlich die Ausrottung des falschen Geschmacks, der seit beinahe drei Jahrhunderten dadurch, daß er an die Stelle aller Realitäten unaufhörlich übereinkunftmäßige Willkühr sezte, so viele gute Köpfe verdorben hat. Das neue Zeitalter hat den klassischen Lappen, den philosophischen Lumpen und das mythologische Flittergold entschieden weggeworfen. Es hat den männlichen Rock angezogen und sich von

den Vorurtheilen losgemacht, indem es sich mit den Ueberlieferungen genau bekannt machte.

Es erregt Lachen, wenn man hört, wie über eine unausweichlich durch den Lauf der Ereignisse herbeigeführte Veränderung gelehrte Untersuchungen angestellt werden von jenem unzähligen Schwarm von falschen Geistern, von kleinen Doctoren, von großen Pedanten (Schulfüchsen), von plumpen Spaßmachern, von Absprechern aus hohem Ton, von oberflächlichen Kunstrichtern, die auf gleiche Weise tauglich sind über Alles zu vernünfteln, weil sie von Allem in gleichem Grade nichts verstehen, von mittelmäßigen Künstlern, die das Talent nur durch den Neid, mit dem es si: quält, und die Unmacht, mit der es sie niederdrückt, kennen lernen. Diese guten Leute bilden sich ein, daß sie durch vieles Geschrei, durch heftigen Zorn und wiederholte Bannflüche, ein System von Ideen, die aus der Ordnung der Dinge nothwendig sich ergeben, endlich zerstören oder nach ihrer Einbildung gestalten werden. Sie begreifen nicht, daß, so wie ein Sturm den Zustand des Dunstkreises ändert, eine Revoluiton den Zustand der Gesellschaft verändert. Man sieht sie in vergeblichen Anstrengungen sich abmühen

um die Literatur und die Künste, die aus dieser Revolution hervorgegangen sind, zu verbessern. Ich wäre wohl begierig zu wissen, wie sie sich benehmen würden, um den Regenbogen wieder anzumalen.

Bis sie diese Aufgabe gelöst haben, wird der Regenbogen glänzen, und dieses Jahrhundert wird das seyn, was in seiner Bestimmung liegt.

Die neue Generation lasse also Kunstrichter, seyen sie in Aufnahme gekommen oder nicht, mit einer wunderlichen Versicherung behaupten, daß die Kunst bei uns in gänzlichem Zerfall sich befinde. Man muß sich erinnern, daß die Academie den Cid verworfen hat; daß die Herrn Morellet und Hoffmann den Verfasser des Génie du Christianisme gehauen haben; daß die Revue d'Edimbourg den Lord Byron wieder in die Schule geschickt hat. Man muß die Mittelmäßigkeit mit aller ihrer kleinen Kraft auf dem Talente wiegen lassen. Sie wird es nicht ersticken. Und um Alles zusammen zu fassen, gibt es wohl ein unterhaltenderes Schauspiel, als das, einen Mann von Geist (Genie) von einem Zeitungs- oder Athenäums-Professor niedergedonnert zu sehen? Das ist der Adler in den Klauen des Haussperlings.

II.

Dem Ausdruck der Liebe mangelt es bei den Dichtern der alten Schule (gehören sie einer Nation oder einer Epoche, welcher sie wollen) im Allgemeinen an Keuschheit und Schamhaftigkeit. Diese dem ersten Anschein nach unbedeutende Beobachtung knüpft sich indessen an die erhabensten Betrachtungen. Bei einer ernsthaften Untersuchung derselben möchten wir wohl alle heidnischen Gesellschaften und alle abgöttischen Gottesdienste im Grund und Boden dieser Frage finden. Die Abwesenheit der Keuschheit in der Liebe ist vielleicht das charakteristische (bezeichnende) Merkmal der Gesittungen und der Literaturen, welche das Christenthum nicht gereinigt hat. Nichts zu sagen von den ungeheuren Dichtungen, durch welche Anacreon, Horatius, selbst Virgilius schändliche Ausschweifungen und schimpfliche Gewohnheiten verewigt haben, bieten die verliebten Lieder der alten und neueren heidnischen Dichter, von Catullus, Fibullus, von Bertin, von Bernis, von Parny nichts von jener Feinheit, Bescheidenheit, Zurückhaltung an, ohne welche die Liebe nur ein thierischer Naturtrieb und ein

sinnlicher Appetit ist. Es ist wahr, die Liebe ist bei diesen Dichtern eben so verfeinert als plump. Es ist schwer das, was die Thiere empfinden, witziger auszudrücken; und ohne Zweifel machen diese artigen Schwätzer darum Klaggedichte, weil es zwischen ihren Liebschaften und denen der Thiere einen Unterschied gibt. Sie sind sogar so weit gekommen[1], das, was das Natürlichste in der Welt ist, in Wissenschaft zu verwandeln; und die Kunst zu lieben ist von Ovid den Heiden im Jahrhundert des August gelehrt worden, und von Gentil Bernard den Heiden im Jahrhundert Voltaires.

Mit einiger Aufmerksamkeit erkennt man, daß zwischen den ersten und lezteren Künstlern in Liebe ein Unterschied vorhanden ist. Bis auf eine Schattirung ist die Schminke dieselbe. Alle besingen die materielle Wollust. Aber die heidnischen, griechischen und römischen Dichter sind meistens Herren ähnlich, welche Sklaven befehlen, während die heidnischen französischen Dichter immerfort Sklaven sind, die ihre Gebieterinnen anflehen. Und das Geheimniß der beiden verschiedenen Gesittungen liegt ganz darin. Die gebildeten, aber abgöttischen Gesellschaften von Rom und Athen kannten die himmlische

Würde der Frau nicht, welche später den Menschen von Gott, der von einer Tochter Evens auf die Welt kommen wollte, geoffenbart worden ist. Auch hatte die Liebe bei diesen Völkern, indem sie sich nur Sklaven und Buhlerinnen zuwandte, etwas gebieterisches und verachtendes. Hingegen in der christlichen Gesittung zielt Alles auf Veredlung des schwachen und schönen Geschlechts; und das Evangelium scheint den Frauen ihren Rang wieder hergestellt zu haben, damit sie die Männer auf die höchst mögliche Stufe von gesellschaftlicher Vervollkommnung führen. Sie sind es, die das Ritterwesen geschaffen haben; und diese wunderbare Anstalt (Institution) hat bei ihrem Verschwinden von den neueren Monarchien die Ehre dagegen zurückgelassen, wie eine Seele, die Ehre, diesen Naturtrieb, der auch ein Gesellschafts-Aberglaube ist; die einzige Macht, deren Tyrannei der Franzose geduldig erträgt; dieses den alten Frommen unbekannte geheimnißvolle Gefühl, das zugleich mehr und weniger als die Tugend ist. Für jezt wollen wir das bemerken: die Ehre kannten die Völker nicht, denen das Evangelium noch nicht geoffenbart war, oder bei denen kein moralischer

Einfluß der Frauen Statt fand. In unserer Gesittung ertheilen die Gesetze dem Manne die erste Stelle, die Ehre räumt der Frau den ersten Rang ein. Darin liegt das Gleichgewicht der christlichen Gesellschaften.

III.

Ich weiß nicht, durch welche seltsame Raserei man heutzutage dem Genie das Recht, das Genie laut zu bewundern, absprechen will; man verhöhnt die Begeisterung, welche der Gesang des Dichters einem Dichter einflöst; und man verlangt, daß diejenigen, die Talent haben, nur von denen, die keines haben, beurtheilt werden. Man möchte sagen, daß wir, seit dem lezten Jahrhunderte, noch nur an literarische Eifersucht gewöhnt seyen. Unser neidiges Zeitalter spottet über diese poetische Brüderschaft, die unter Nebenbuhlern so anmuthig und so edel ist. Es hat das Beispiel jener alten Freundschaften vergessen, die sich im Ruhme an einander anschlossen, und es würde jene rührende Anrede, die Horaz an Virgils Schiff richtete, mit einem höhnischen Gelächter aufnehmen.

IV.

Die poetische Composition ergibt sich aus zwei geistigen Erscheinungen, der Betrachtung und der Begeisterung. Die Betrachtung ist eine Fähigkeit, die Begeisterung ist ein Geschenk. Alle Menschen können, bis auf einen gewissen Grad, nachdenken; sehr wenige sind begeistert. Spiritus flat, ubi vult. In der Betrachtung ist die Seele thätig, in der Begeisterung gehorcht sie; weil die erste in dem Menschen ist, während die zweite von höherer Abkunft ist, der, welcher uns diese Kraft gibt, ist stärker als wir. Diese beiden Wirkungen des Gedankens verbinden sich innig in der Seele des Dichters. Der Dichter ruft die Begeisterung durch die Betrachtung hervor, wie die Propheten durch das Gebet sich zur Entzückung erhoben. Weil die Muße sich ihm offenbart, so muß er gewisser Maßen seine materielle Existenz abgelegt, und sein Gemüth in Ruhe und Stille gesammelt haben. Er muß sich vom äusserlichen Leben abgesondert haben, um das innerliche Leben, das in ihm gleichsam ein neues Wesen entwickelt, vollständig zu genießen, und nur, wenn die physische Welt seinen Augen

ganz entschwunden ist, kann die ideale Welt sich ihm offenbaren. Es scheint, daß die poetische Exaltation etwas zu erhabenes für die gemeine Natur des Menschen habe. Die Geburt (Entbindung) des Genie kann nicht zu Stande kommen, wenn die Seele sich nicht im ersten Augenblick von der gemeinen Befangenheit, die man im Leben mit sich herumschleppt, gereinigt hat; denn der Gedanke kann nicht Flügel nehmen, ehe er seine Bürde abgelegt hat. Daher kommt es ohne Zweifel, daß die Begeisterung nur auf vorangegangene Betrachtung sich einstellt. Bei den Juden, dem Volk, dessen Geschichte so fruchtbar ist an geheimnißvollen Sinnbildern, zündete der Priester, wann er den Altar errichtet hatte, das irdische Feuer daselbst an, und nur erst alsdann stieg der göttliche Strahl darauf herab.

Wenn man sich gewöhnte, die literarischen Compositionen unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten, so würde die Kritik wahrscheinlich eine neue Richtung nehmen; denn es ist gewiß, daß der wahre Dichter zwar seine Betrachtungen nach Belieben zu wählen im Stande ist, keineswegs aber das Wesen seiner Begeisterung beherrschen kann.

Vielmehr wird er von seinem Genie, das er erhalten und nicht selbst erworben hat, beherrscht; und es ist sonderbar, und vielleicht doch wahr, wenn man sagt, daß man zuweilen dem, was man damals als Dichter geschrieben hat, als Mensch fremd ist. Diese Idee mag auf den ersten Ueberblick ohne Zweifel widersinnig scheinen. Aber es fragt sich doch, bis auf welchen Punkt der Gesang der Stimme und das Gedicht dem Dichter angehöre.

Glücklich ist derjenige, der in seinem Gedanken die doppelte Macht der Betrachtung und der Begeisterung fühlt, die das Genie ist. Sein Jahrhundert, sein Land mag seyn, welches es wolle, er mag im Schoose häuslichen Unglücks geboren, oder in eine Zeit von Revolutionen geworfen seyn, oder, was noch beklagenswerther ist, in eine Epoche von Gleichgültigkeit; der vertraue der Zukunft! Denn wenn die Gegenwart andern Menschen angehört, so ist die Zukunft sein. Sie ist den auserwählten Wesen beizuzählen, die an einem bezeichneten Tage kommen müssen. Bald oder spät, dieser Tag kommt; und alsdann kann er, genährt von Gedanken und getränkt von Begeisterungen, dreist der

Menge sich zeigen, indem er den erhabenen Ausruf des Dichters wiederholt:

Hier ist mein Aufgangspunkt: Völker, erhebet eure Augen.

V.

Wenn jemals einer literarischen Composition das unauslöschliche Gepräge der Betrachtung und der Begeisterung tief aufgedrückt gewesen ist, so ist es das verlorne Paradies. Eine moralische Idee, die auf einmal die zwei Naturen des Menschen berührt; eine furchtbare Lection, die in erhabenen Versen gegeben ist; eine der höchsten Wahrheiten der Religion und der Philosophie, entwickelt in einer der schönsten Dichtungen der Dichtkunst; die ganze Leiter der Schöpfung von der höchsten bis zur niedersten Stufe durchgegangen; eine Handlung, die von Jesus anfangt und mit Satan sich endigt; Eva von Neugierde, Mitleiden und Unklugheit bis zum Verderben hingerissen; die erste Frau in Berührung mit dem ersten Dämon, dieß stellt das Werk von Milton dar, ein einfaches und unermeßliches Drama, dessen Triebfedern Empfindungen sind; ein zauberisches Gemälde, das

auf alle Farben von Licht alle Schattirungen von Finsterniß stufenweise folgen läßt; ein ausserordentliches Gedicht, das bezaubert und in Schrecken sezt!

VI.

Wenn die Fehler einer Tragödie das besondere haben, daß man, um unangenehm davon berührt zu werden, die Geschichte gelesen haben und die Regeln kennen muß, so merkt die große Zahl der Zuschauer wenig davon, weil sie nur empfinden kann. Auch urtheilt die große Anzahl immer gut. Und in der That, warum sollte man es so schlimm finden, wenn ein tragischer Schriftsteller manchmal die Geschichte verlezt? Wenn diese Freiheit nicht zu weit getrieben ist, was liegt dann an der historischen Wahrheit, insofern die moralische Wahrheit beobachtet ist? Wollt ihr denn, daß man von der Geschichte das sage, was man von der Poetik des Aristoteles gesagt hat, sie läßt sehr schlechte Tragödien machen? Seyd ein getreuer Maler der Natur und der Charaktere, und nicht sklavischer Abschreiber der Geschichte. Auf der Schaubühne ziehe ich den wahren Menschen der wahren Thatsache vor.

VII.

Wenn man mit Aufmerksamkeit und Jahrhundert um Jahrhundert in den Jahrbüchern von Frankreich die Kunstgeschichte, die mit der politischen Geschichte der Völker so eng verbunden ist, verfolgt, so ist, wenn man bis auf unsre Zeiten kommt, eine sonderbare Erscheinung auffallend. Nachdem man auf den Fensterscheiben der bewunderns-würdigen Hauptkirchen des Mittelalters, gleichsam einen Wiederschein der schönen Epoche der großen Lehnbarkeit, der Kreuzzüge, des Ritterwesens, einer Epoche, welche weder im Andenken der Menschen noch auf der Oberfläche der Erde eine Spur hinterlassen hat, die nicht etwas Denkmalartiges hätte, wiedergefunden hat, so kommt man an die Regierung Franz des Ersten, die so unbesonnen die Zeitrechnung der Wiedergeburt der Künste genannt worden ist. Man sieht deutlich den Faden, der dieses witzige Jahrhundert mit dem Mittelalter verbindet. Das sind schon die griechischen Formen, ihre Reinheit und Eigenthümlichkeit abgerechnet; aber es ist immer gothische Einbildungskraft. Die Dichtkunst, die noch natürlich war in Marot, hat doch aufgehört

volksthümlich zu seyn, um mythologisch zu werden. Man fühlt, daß man von der Straße abgekommen ist. Schon haben die klassischen Studien den Nationalgeschmack verdorben. Unter Ludwig XIII. ist die Ausartung fühlbar; man leidet die Folgen des schlechten Systems, wo die Künste sich verwickelt haben. Es gibt keinen Jean Goujon, keinen Jean Cousin, keinen Germain Pilon mehr; und die fehlerhaften Vorbilder, die ihr Genie mit so viel Anmuth und Zierlichkeit verbesserte, werden wieder schwerfällig und unächt unter den Händen ihrer Nachbildner. In diesen Verfall mischt sich, ich weiß nicht was für ein falscher Florenzer Geschmack, der in Frankreich durch die Medicis naturalisirt worden ist. Alles wird unter dem glänzenden Scepter Ludwigs XIV. gesteigert, aber nichts berichtiget. Im Gegentheile der Grundsatz der Nachahmung der Alten wird Gesetz für die Künste, und die Künste bleiben kalt, weil sie falsch bleiben. Der Geist dieses berühmten Jahrhunderts ist, man muß es sagen, blendend aber unvollkommen. Sein Reichthum ist nur Gepränge, seine Größe nur Majestät.

Endlich, unter Ludwig XV. haben alle diese Zweige ihre Früchte getragen. Die Künste nach den Grundsätzen des Aristoteles fallen aus Abgelebtheit mit der Monarchie nach den Grundsätzen des Richelieu. Dieser künstliche Adel, den ihnen Ludwig XIV. mittheilte, stirbt mit ihm. Der philosophische Geist bringt das klassische Werk vollends zur Reife, und in dem Jahrhundert der Schändlichkeiten sind die Künste nur eine Schändlichkeit mehr. Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunst, Musik, Alles mit sehr wenigen Ausnahmen, zeigt dieselben Mißgestalten; Voltaire belustigt eine regierende Buhlerin durch die Darstellung der Qualen einer Märtyrerjungfrau. Dorats Verse kommen für die Schäferinnen von Boucher zur Welt. Unedles Jahrhundert, wenn es nicht lächerlich ist, lächerliches, wenn es nicht abscheulich ist; und das, indem es von der Schenke anfangt, um bei der Kopfmaschine zu endigen, seine Feste mit Metzeleien und seine Tänze mit der Carmagnole krönt, nur zwischen dem Chaos und dem Nichts eine Stelle verdient.

Das Jahrhundert Ludwigs XIV. gleicht einer Hofceremonie, die durch die Etikette (Hofsitte)

geregelt ist; das Jahrhundert Ludwigs XV. ist ein Kneipschenke-Saufgelag, wo der Wahnsinn sich mit dem Laster paart. Indessen so verschieden sie auf den ersten Anblick scheinen, so ist doch ein inniger Zusammenhang zwischen beiden Epochen vorhanden. Nehmet die Hofsitte von einer Feierlichkeit des Prunks hinweg, so wird nur ein Gewühl übrig bleiben, nehmet von der Regierung Ludwigs XIV. die Würde hinweg, so habt ihr die Regierung Ludwigs XV.

Glücklicher Weise, und bis hieher wollten wir kommen, verknüpft nicht dasselbe Band das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert. Sonderbar! wenn man unsere so herbe, so beschauende und an wunderbaren Ereignissen schon so reiche Epoche mit den drei vorhergehenden Jahrhunderten und besonders mit seinem unmittelbaren Vorgänger vergleicht, so begreift man Anfangs kaum, wie es komme, daß es ihnen nachfolge; und seine Geschichte hat nach der ihrigen das Ansehen eines verstümmelten Buches. Man ist versucht zu glauben, Gott habe sich im Jahrhundert geirrt, bei seiner wechselsweisen Vertheilung der Zeiten. Man kann von unserem Jahrhundert in das andere keinen

Uebergang entdecken. In der That ist keiner vorhanden. Zwischen Friedrich und Bonaparte, Voltaire und Byron, Vanloo und Géricault, Boucher und Charlet ist ein Abgrund: die Revolution.

Geschichtliche Bemerkungen.

Im Alterthum beschäftigten sich große, historische Männer in den Stunden der Muße und der Erholung mit der Geschichtsschreibung; so Xenophon, der Anführer der zehn Tausende; so Tacitus, der Princeps Senatus. In neueren Zeiten dagegen, wo die großen geschichtlichen Personen nicht einmal lesen konnten, mußte man die Abfassung der Geschichte den Literaten und Gelehrten überlassen, die bei all ihrer Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Kenntnissen ihr ganzes Leben lang den Interessen unseres Planeten, oder mit andern Worten, der Geschichte völlig fremd geblieben waren.

Dieß ist der Grund, warum die Geschichte, so wie sie von den Neueren abgefaßt wurde, überall den Stempel des Kleinlichen und Unklaren an sich trägt.

Bei einer Zusammenstellung der alten und neueren Geschichtschreiber verdient die Bemerkung eine Stelle, daß die frühesten Geschichtschreiber des Alterthums nach Traditionen, die neueren dagegen nach Chroniken ihre Geschichtswerke abfaßten.

Die Alten folgten bei ihrer Verfahrungsweise der großen monarchischen Idee, daß das Leben eines Menschen oder selbst die Existenz ganzer Jahrhunderte noch lange nicht das Wesen der Geschichte begründe, daß es vielmehr hiezu großer, im Andenken der Menschen fortlebender Beispiele bedürfe. Daher der frische kräftige Lebensathem, der die Geschichte der Alten durchweht. Sie ist, was sie seyn soll, ein vollständiges, lebendiges, Tableau großer Männer und großer Begebenheiten, und nicht, wozu man sie in unsern Tagen verhunzt hat, ein langweiliges Lebensregister einiger Menschen, oder ein trockenes Protokoll etlicher Jahrhunderte.

Die neueren Historiker, denen die Chroniken als Geschichtsquellen dienten, sahen in den Büchern nichts weiter, als den trockenen Buchstaben; sie fanden nichts darin, als was gerade auf dem Papier stand; widersprechende Thatsachen und Zeitangaben, die sie zu berichtigen und in Ordnung zu bringen

suchten. Sie schrieben mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, ohne sich jedoch viel mit Thatsachen und noch weniger mit deren Folgen abzugeben. Sie verbreiteten sich über die Ereignisse, nicht nach dem moralischen Interesse, das sie hatten, sondern nur nach der größern oder geringern Wichtigkeit, in Bezug auf die Ereignisse ihres eigenen Jahrhunderts. Dieß ist auch der Grund, warum die meisten unserer Geschichtswerke mit chronologischen Abrissen beginnen und mit Zeitungsnachrichten endigen.

Man hat ausgerechnet, daß ein Mensch acht hundert Jahre lang, alle Tage vierzehn Stunden in Einem fort lesen müßte, um nur die Geschichtswerke durchzulesen, welche sich auf der königlichen Bibliothek *) finden. Unter diesen Werken darf man mehr als zwanzig tausend, meistens in mehreren Theilen, zählen, welche allein die französische Geschichte behandeln, von Royou, Fantin-Disodoards und Anquetil an, bis zu den trefflichen Chronikenschreibern Troissard, Comines und Jean de Troyes, von denen wir allerlei höchst wichtige Nachrichten

*) Zu Paris. Anm. d. Ueb.

erfahren, als: „daß heute Se. königliche Majestät von einer Unpäßlichkeit befallen wurde," und: „daß vorgestern sich ein Mann in der Seine ertränkte."

Unter den angeführten Werken befinden sich vier, welche allgemein unter dem Namen der vier großen Geschichten Frankreichs bekannt sind: die von Dupleix, welche kein Mensch mehr liest; die von Mézeray, welche man immer lesen wird, nicht sowohl wegen ihrer Genauigkeit und historischen Treue, als wegen ihres originellen und satyrischen Tons, der bei französischen Lesern das beste Empfehlungsmittel ist; die des Jesuiten Daniel, eines trefflichen Schlachten-Erzählers, der in dem Zeitraum von zwanzig Jahren ein Geschichtswerk zu Stande brachte, das kein anderes Verdienst, als das der Gelehrsamkeit, aufweisen kann, und in welchem der Graf von Boulainvilliers nicht weniger als zehn tausend Unrichtigkeiten auffand; und endlich die von Vély, fortgesezt von Villaret und Garnier.

„Es finden sich manche gute und gelungene Partien in Vély's Werk," — sagt Voltaire, dessen Urtheile von hohem Werthe sind, — „er hat alle Ansprüche auf Lob und Anerkennung; nur sollte

sein Styl dem Gegenstande mehr angemessen seyn. Um eine gute Geschichte von Frankreich zu liefern, reicht man mit einer freien Unterscheidungsgabe und mit Geschmack allein noch nicht aus."

Villaret, der früher Schauspieler gewesen war, schreibt in einem pretentiösen, schwülstigen Styl; er ermüdet durch eine fortwährende Affectation von Empfindsamkeit und Energie; er ist häufig nachlässig und selten unparteiisch. Garnier hat mehr Räsonnement und gelehrte Bildung, ist aber darum kein besserer Schriftsteller; seine Manier ist matt, sein Styl schleppend und weitschweifig.

Der Unterschied zwischen Garnier und Villauet ist bloß der Uebergang vom Mittelmäßigen zum Schlechten, und wenn es die erste Lebensbedingung für ein Werk ist, daß es sich lesen läßt, so dürfen wir die Arbeit dieser zwei Schriftsteller mit Fug und Recht als gar nicht vorhanden betrachten.

Ueberhaupt ist es eine unvollständige Arbeit, die Geschichte einer einzelnen besonderen Nation zu schreiben, ein Werk ohne Anfang und ohne Ende, folglich mangelhaft und ungeformt. Nur in den wohlgefügten Abtheilungen einer allgemeinen Geschichte finden gute Lokalgeschichten ihre Stelle.

Nur zwei Aufgaben gibt es, die eines Historikers würdig sind: die Chronik, das Journal, oder die Universalgeschichte. Tacitus oder Bossuet.

Gehen wir von einem beschränkteren Gesichtspunkt aus, so hat Comines in sechs Zeilen eine ziemlich gute Geschichte von Frankreich geschrieben: „Gott hat nichts in dieser Welt erschaffen, weder Menschen noch Thiere, dem er nicht sein Entgegengeseztes beigegeben hätte, um es in Furcht und Demuth zu erhalten. Darum hat er Frankreich und England zu Nachbarn gemacht."

Frankreich, England und Rußland sind gegenwärtig die drei Riesen Europas. Seit unseren neueren politischen Bewegungen haben diese Kolossen jeder eine eigenthümliche Stellung eingenommen: England erhält sich, Frankreich erholt sich, Rußland erhebt sich. Lezteres Reich, in jugendlicher Kraft dastehend unter den abgelebten Reichen des alten Continents, wächst und erstarkt seit einem Jahrhundert mit einer bemerkenswerthen, reißenden Schnelligkeit. Seine Zukunft dürfte ein unermeßliches Gewicht für die Geschicke der Menschheit

haben. Es ist nicht unmöglich, daß eines Tages seine Barbarei über Europa hereinbricht, und unsere Civilisation zertrümmert, und Rußlands Boden scheint wilde Völkerschwärme für unsere gesitteten Länder in seinem Schooße zu bergen.

Diese Zukunft Rußlands, so bedeutungsvoll für Europas Schicksal, verleiht auch seiner Vergangenheit eine hohe Wichtigkeit. Um mit einiger Sicherheit errathen zu können, was dieses Volk einst seyn wird, ist vor allen Dingen erforderlich, sorgfältig zu untersuchen, was es früher gewesen ist. Nichts aber ist schwieriger, als ein solches Studium, ein dunkler Weg führt zum Ziele; man verliert sich in einem Chaos von verworrenen Ueberlieferungen, von unvollständigen Sagen und Erzählungen, von Widersprüchen, von verstümmelten Chroniken. Die Vergangenheit dieser Nation ist trübe und finster, wie ihr Himmel, und in ihren Annalen gibt es der Steppen und Einöden so viele, wie in ihrem weiten Gebiete.

Eine gute Geschichte von Rußland zu liefern, ist darum nichts weniger, als eine leichte Sache. Es ist kein unbedeutendes Wagestück, sich hineinzustürzen in diese nachtumhüllten Zeiten, um unter

so vielen sich kreuzenden und widersprechenden Thatsachen und Erzählungen zum Quell der Wahrheit hindurchzudringen. Muthig und entschlossen muß sich der Geschichtschreiber dem Ariadne-Faden anvertrauen, der durch diese dädalischen Labyrinthe leitet; zerstreuen muß er die Finsterniß, die darüber lastet; seine mühsame Gelehrsamkeit muß helles, lebendiges Licht werfen auf alle Dunkelheiten dieser Geschichte. Eine umsichtige und gewissenhafte Kritik wird es sich angelegen seyn lassen, aus den Resultaten und Wirkungen die nothwendigen Ursachen herauszuconstruiren. Die ganze Haltung des Werks muß die noch unbestimmten und schwankenden Physiognomien der handelnden Personen, so wie der verschiedenen Zeitepochen in feste klare Umrisse zu bringen suchen. Ja, fürwahr, es ist keine leichte Aufgabe, alle diese Ereignisse, die seit so langer Zeit aus dem Lauf der Jahrhunderte verschwunden sind, in Ordnung zu bringen und vor unsern Augen vorüberzuführen.

Der Geschichtschreiber müßte nach unserer Ansicht — will er anders seine Aufgabe vollständig lösen — mehr Aufmerksamkeit auf jenen Zeitabschnitt wenden, welcher dem Einfall der Tartaren

vorausgeht, und dürfte wohl einen ganzen Band seines Werkes der Geschichte jener nomadischen Stämme widmen, die Rußlands Oberherrlichkeit anerkennen. Diese Arbeit würde zweifelsohne ein helles Licht auf die alte Civilisation werfen, die aller Wahrscheinlichkeit nach in früheren Zeiten im Norden existirt hat, und der Geschichtschreiber könnte dabei Klaproths gelehrte Untersuchungen benützen.

Zwar hat schon Lévesque — wir gestehen es — in zwei Bänden, die seinem großen Werke angehängt sind, die Geschichte jener tributpflichtigen Völkerhorden erzählt; nichts desto weniger aber erwartet diese Materie noch immer ihren eigentlichen Geschichtschreiber. Dieser müßte auch freier und unumwundener, als Lévesque, und hauptsächlich mit mehr Treue, gewisse Epochen von großem historischem Interesse behandeln, wie z. B. die berüchtigte Regierungszeit Katharinens. Ein Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, würde mit dem glühenden Eisen eines Tacitus und mit der Ruthe eines Juvenals diese gekrönte Buhlerin brandmarken, welcher die hochmüthigen Sophisten des leztvergangenen Jahrhunderts eine Abgötterei erwiesen, die sie ihrem Gott und ihrem Könige verweigerten;

im vollsten gräßlichsten Lichte würde er sie hinstellen, diese königsmörderische Königin, die ihr Boudoir mit den Gemälden eines Gemetzels und eines Brandes schmückte *).

Es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß eine gute Geschichte von Rußland die lebhafteste Aufmerksamkeit erwecken würde. Rußlands künftiges Geschick ist ein Gegenstand, der heut zu Tage zu ernstlichen Betrachtungen auffordert. Schon mehr als einmal entstürzten wilde Völkerhorden den Ländern des Nordens, und ergossen sich, gleich verwüstenden Gießbächen, über den Süden Europas. Die Franzosen unserer Tage haben unter anderen Wundern gesehen, wie in den Gärten der Tuilerien Pferde sich tummelten, die zuvor am Fuß der chinesischen Mauer geweidet hatten, und der unerhörte Wechsel in dem Laufe der Begebenheiten dürfte in unsern Tagen die Nationen des Südens wohl

*) Das erste dieser Gemälde stellte die Niedermetzlung der Polen in der Vorstadt Praga dar, das andere die Verbrennung der ottomanischen Flotte in der Bai von Tschesme. Dieß waren die einzigen Gemälde, welche in dem Boudoir Katharinens aufgehängt waren.

veranlassen, an einen zweiten Alexander den Wunsch des Diogenes zu richten: „Gehe uns aus der Sonne!“

Eine geschichtliche Abhandlung über die Lage der Juden im Mittelalter dürfte kein uninteressantes Werk abgeben. Sie waren sehr verhaßt, aber sie waren auch sehr gehässig; sie waren sehr verachtet, sie waren aber auch sehr verächtlich. Das gottesmörderische Volk war auch ein Volk von Räubern. Trotz der Bemerkungen des Rabbinen Beccai machten sie sich nicht den leisesten Gewissensscrupel daraus, die Nazarener, wie sie die Christen nannten, nach Herzenslust auszuplündern. Was Wunder, daß sie oft die Opfer ihrer eigenen elenden Begehrlichkeit wurden? Während der ersten Kreuzfahrt Peters des Eremiten thaten die Kreuzfahrer im aufgeregten Eifer das Gelübde, alle Juden, welche sie auf ihrem Wege finden würden, zu ermorden; und sie hielten, was sie gelobt. Dieses Verfahren war eine blutige Wiedervergeltung für die Niedermetzlungen, welche die Juden nach den Berichten der heiligen Schrift begangen hatten.

Suarez bemerkt bloß, „die Hebräer hätten ihre Nachbarn aus einer wohlverstandenen Frömmigkeit ermordet; dagegen hätten die Kreuzfahrer die Hebräer aus einer übel verstandenen Frömmigkeit niedergemetzelt."

Auf dieses Beispiel von Haß lassen wir ein Beispiel der Verachtung folgen.

Im Jahr 1262 fand vor dem König und der Königin von Aragon eine merkwürdige Besprechung statt zwischen dem gelehrten Rabbiner Zechiel und dem Bruder Paul Cyriakus, einem sehr kenntnißreichen Dominikaner. Nachdem der jüdische Doktor seine ganze Gelehrsamkeit ausgekramt, den Toldos Jeschut, den Targum, die Archive des Sanhedrin, den Nissachon Vetus, den Talmud, und Gott weiß was noch, citirt hatte, machte die Königin dem Streit plötzlich mit der Frage ein Ende: „Warum denn die Juden so stänken?"

Dieser Haß und diese Verachtung verminderten sich jedoch mit der Zeit. Im Jahr 1687 wurden die Kontroversstreitigkeiten des Israeliten Orobio und des Armeniers Philipp Limborch gedruckt.

Wir lesen darin, wie der Rabbine dem „sehr berühmten und sehr gelehrten Christen“ allerlei Einwürfe macht, und wie dagegen der Christ die Behauptungen des „sehr gelehrten und sehr berühmten Juden“ widerlegt. In demselben siebenzehnten Jahrhunderte erlebte man es, daß der Professor Rittangel zu Königsberg, und der Genfer Geistliche Antoine zur mosaischen Religion übergingen; ein Beweis, daß das Vorurtheil gegen die Juden dazumal nicht mehr so stark war.

Heut zu Tage gibt es sehr wenige Juden, die wirklich Juden, so wie sehr wenige Christen, die wirklich Christen sind. Man hat keine Verachtung, keinen Haß mehr, weil man keinen Glauben mehr hat. Unerermeßliches Unglück! Jerusalem und Salomo sind abgelebte Sachen; Rom und Gregor VII sind zu den Todten verwiesen. Es gibt nur noch ein Paris und Voltaire.

Der Mann mit der Maske, der in der Provinz Khorassan lange Zeit die Rolle eines Gottes spielte, war früher Kanzleischreiber Abon Moslems gewesen, der unter der Regierung des Khalifen

Almanzor's Gouverneur von Khorassan war. Nach dem Verfasser des Lobtarikh hieß er Hakem Ben Haschem. Unter der Regierung des Khalifen Mahadi, des dritten Abassiden — um das Jahr 160 der Hegira — wurde er Soldat, und schwang sich bald zum Führer und Haupt einer Sekte empor. Die Narbe, die ihm von einer Verwundung mit einem eisernen Pfeil geblieben war, hatte sein Gesicht sehr entstellt; er verhüllte es daher mit einem Schleier, und erhielt davon den Beinamen Burcâi, d. h. der Verschleierte. Seine Verehrer waren der festen Ueberzeugung, dieser Schleier diene einzig und allein dazu, den vernichtenden Glanz seines Antlitzes zu verbergen. Khondemir, der ihm, übereinstimmend mit Ben Schahnah, den Namen Hakem Ben Atha gibt, fügt noch den Titel Mocannâ bei — was im Arabischen einen Verlarvten bedeutet — und behauptet, er habe eine goldene Maske getragen. Im Vorübergehen sey uns die Bemerkung erlaubt, daß ein irländischer Dichter die goldene Maske in einen silbernen Schleier verwandelt hat. Abou Giafar al Thabari gibt eine Uebersicht seiner Lehre. Als indessen die Empörung dieses Betrügers von Tag zu Tag beunruhigender wurde, sandte Mahadi

den Emir Abusâid gegen ihn aus, der dem verschleierten Propheten eine entscheidende Niederlage beibrachte, ihn aus Meru verjagte, und ihn zwang, sich hinter den Mauern von Nekhscheb, der Stadt, wo er geboren ward, und wo er nun auch sterben sollte, einzuschließen. Während der Emir die Stadt belagerte, belebte und entflammte der Betrüger den Muth seiner fanatischen Armee durch Wunder, die noch unglaublich scheinen. Jede Nacht ließ er aus der Tiefe eines Brunnens eine Leuchtkugel aufsteigen, welche, nach Khondemir's Angabe, mehrere Meilen im Umkreis Helle und Klarheit verbreitete; dieß verschaffte ihm den Beinamen Sazendéh Mah, d. h. der Mondmacher. Endlich, als er sich aufs Aeusserste gebracht und keine Hoffnung mehr vor sich sah, vergiftete er den Ueberrest seiner Seiden während eines Bankets; er selbst, um glauben zu machen, er sey gen Himmel emporgestiegen, erstickte sich in einer mit fressenden Materien angefüllten Kufe. Ben Schahnah behauptet, seine Haare seyen nicht verzehrt und oben schwimmend gefunden worden. Er sezt noch bei, daß eine von seinen Beischläferinnen, die sich versteckt hielt, um der Vergiftung zu entgehen, diese allgemeine Mordscene

überlebt, und dem Emir Abusäid die Thore von Nekhscheb geöffnet habe. Der verlarvte Prophet, den unwissende Chronikenschreiber mit dem Alten vom Berge verwechselt haben, hatte für seine Fahnen die weiße Farbe gewählt, aus Haß gegen die Abassiden, deren Standarte schwarz war. Seine Secte erhielt sich noch lange Zeit nach dem Tode ihrer Stiftes, und ein launischer Zufall fügte es, daß unter den Turkomannen der Parteiname der Weißen und Schwarzen gerade zu der nämlichen Zeit aufkam, wo die Bianchi und Neri Italien in zwei große Faktionen spalteten.

Voltaire, als Geschichtschreiber, ist oft bewundernswürdig; er läßt die Thatsachen sprechen. Die Geschichte ist nichts für ihn, als eine große Sammlung von Münzen mit doppeltem Gepräge. Er hat die ganze Geschichte fast überall auf die bekannte Phrase in seiner „Abhandlung über die Sitten" zurückgebracht: „Es finden sich darin theils entsetzliche, theils lächerliche Dinge vor." In der That wird diese Behauptung durch die gesammte Geschichte der Menschheit gerechtfertigt. Im weiteren Verlauf

des erst genannten Werkes sezt er sofort hinzu: „Montecuculis Mundschenk wurde geviertheilt: da habt ihr das Entsetzliche!“ „Carl V. wurde von dem Parlament von Paris für einen Rebellen erklärt: da habt Ihr das Lächerliche!“ Hätte übrigens Voltaire sechszig Jahre später geschrieben, so würde er mit diesen beiden Schlagwörtern wohl schwerlich mehr ausgereicht haben. Hätte er zum Beispiel geschrieben: „Der König von Frankreich und dreimal hundert tausend französische Bürger wurden guillotinirt, erschossen, ertränkt...“ oder der National-Convent erklärte Pitt und Coburg für Feinde des menschlichen Geschlechts.....“ was für Phrasen würde er wohl diesen geschichtlichen Thatsachen angehängt haben?

Marat vor dem Richterstuhl Voltaires, die Wirkung vor dem Richterstuhl der Ursache — fürwahr, es müßte ein interessantes Schauspiel seyn.

Es dürfte übrigens einige Ungerechtigkeit mit unterlaufen, wenn man in den Annalen der Weltgeschichte nichts als Gegenstände des Entsetzens und Lachens finden wollte. Democrit und Heraclit waren Narren, der Eine wie der Andere, und ihre

beiderseitige Narrheit, in Einem Menschen vereint, würde noch lange nicht einen Weisen machen. Darum verdient Voltaire schweren Tadel; dieser herrliche Geist schrieb die Geschichte der Menschen nur um seinen Geifer gegen die ganze Menschheit auszuspritzen. Vielleicht würde er dieses Unrecht nicht begangen haben, hätte er sich als Geschichtschreiber auf Frankreich beschränkt. Das Nationalgefühl würde die herbe, verwundende Spitze seines Geistes abgestumpft haben. Es ist bemerkenswerth, daß Hume, Titus Livius, überhaupt alle National-Historiker, die liebreichsten, leutseligsten von den Geschichtschreibern sind. Dieses, manchmal schlecht begründete Wohlwollen gewinnt den Leser für ihr Werk. Was mich betrifft, so dünkt mir der kosmopolitische Geschichtschreiber größer und erhabener und behagt mir mehr; ich hasse aber darum den vaterländischen Historiker durchaus nicht. Der erstere ist der Mann der gesammten Menschheit, der zweite der Mann der Cité. Der Geschichtschreiber, der, gleich einem Hausvater im Großvaterstuhl, die Geschichte seines Lands und Volks erzählt, ergözt mich oft, selbst in seiner einseitigen Parteilichkeit, und meines Erachtens ist es eine Art

edlen Stolzes, der mich anspricht, wenn jener Araber zu Hagyage sagt: „Ich kenne nur die Geschichte meines Landes."

Voltaire hat stets die Ironie an seiner Seite, wie die Marquis der damaligen Zeit ihren Degen. Es ist etwas Feines, Brillantes, Schimmerndes, Allerliebstes um diese Ironie, sie glänzt und gleist wie Gold und Diamanten, aber sie tödtet.

In der Sprache eines jeden Volks finden sich gewisse eigenthümliche Ausdrücke, deren Deutung der Schriftsteller nur im Geist der Nation aufzufinden vermag. Das Wort „Barbaren," das einem alten Römer, wenn er von den Galliern spricht, recht gut ansteht, würde in dem Munde eines Franzosen höchst übel lauten. Ein ausländischer Geschichtschreiber würde wohl nie gewisse, durch den Geist und Charakter der Einwohner, bedingte Ausdrücke zu erfinden vermögen. So sagen z. B. wir Franzosen, Heinrich, der Vierte, habe sein Volk mit väterlicher Güte beherrscht;

dagegen spricht eine chinesische Inschrift, die von den Jesuiten entziffert wurde, von einem Kaiser, der mit einer mütterlichen Güte regierte. Wahrlich eine ganz chinesische und ganz allerliebste Nuance!

An einen Geschichtschreiber.

Ihre Beschreibungen von Schlachten übertreffen bei weitem die staubigen und verworrenen, jeder Perspective, jedes Desseins, alles Colorits ermangelnden Gemälde, die uns Mézeray hinterlassen hat, so wie die endlosen Bülletins des Pater Daniels. Erlauben Sie uns jedoch eine Bemerkung, die — wie wir glauben — Ihnen bei der Fortsetzung ihres Werkes nicht ohne Nutzen seyn dürfte.

Wenn Sie auf der einen Seite der Manier der Alten sehr nahe gekommen sind, so haben Sie sich andererseits des hergebrachten Schlendrians der neueren Historiker noch nicht ganz erwehrt; statt die Massen vor das Auge des Lesers zu führen, geben Sie sich noch zu sehr mit Einzelnheiten ab. Sagen

Sie selbst, was kann es uns interessiren daß Brissac einen Angriff auf Andelot machte, daß Lanoul vom Pferd stürzte, daß Montpensier über den Bach sezte? Die meisten dieser Namen, die hier zum erstenmal in dem Werke vorkommen, bringen Verwirrung in eine Stelle, wo der Verfasser nicht klar genug seyn kann, und wo er das Gemüth des Lesers durch eine rasche Aufeinanderfolge von Gemälden mit sich fortreißen sollte. So aber sieht sich der Leser gezwungen, anzuhalten, er muß erst nachsuchen, wohin dieser oder jener Name gehört, um dem Faden der Handlung gehörig folgen zu können. Das war aber nicht die Art und Weise des Polybius, und nach ihm des Tacitus, der zwei vorzüglichsten Schlachtenmaler des Alterthums. Diese großen Geschichtschreiber geben uns zuerst ein lebhaftes natürliches Bild, eine genaue Uebersicht von der Stellung der beiden Armeen; das Heer war im Halbzirkel aufgestellt, es bildete die Form eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen; nun folgen die Einzelnheiten. Die Spanier bildeten die erste Linie, die Afrikaner die zweite, die Numiden standen auf den beiden Flügeln, die Elephanten bewegten sich an der Spitze der

Schlachtordnung u. s. w. Würden wir aber — wir fragen Sie selbst — würden wir statt dieser großen Massenzeichnungen, im Tacitus lesen: Vibulenus hat einen Angriff auf Rusticus gemacht, Lentulus ist ist vom Pferde gestürzt, Civilis sezt über den Fluß, so dürfte es zwar leicht möglich seyn, daß dieses kleine Bülletin für die Zeitgenossen höchst klar und interessant seyn konnte; wir zweifeln aber sehr daran, ob es bei der Nachwelt gleiche Gunst gefunden haben würde. Und das ist ein Fehler, in welchen die meisten unserer neueren Geschichtschreiber gefallen sind: die Gewohnheit, die Chroniken zu lesen, macht sie vertraut mit den untergeordneten Personen der Geschichte, die gar nicht darin auftreten sollten; das Verlangen, Alles zu sagen, da sie doch nur das Interessante berichten sollten, verleitet sie, solche unbedeutende Nebenfiguren bei den wichtigsten Vorkommenheiten handelnd auftreten zu lassen. Daher kommt es, daß sie uns Beschreibungen liefern, welche sie selbst recht gut verstehen mögen, sie und die Gelehrten, weil sie die Leute, die da eine Rolle spielen, genau kennen. Nicht so ist es der Fall mit dem größten Theile der Leser. Diese, welche durchaus keine Verpflichtung

haben, zuvor die Chroniken zu lesen, wenn sie eine Geschichte lesen wollen, finden in derartigen Beschreibungen nichts als leere Namen und entsetzliche Langeweile. Ueberhaupt soll der Geschichtschreiber der Nachwelt nur dasjenige mittheilen, was sie interessiren kann. Dazu genügt aber nicht, wenn einer einen Angriff gut ausgeführt hat, oder vom Pferde gestürzt ist; man muß gekämpft haben mit Händen und Zähnen, wie Kynägiros, gestorben seyn, wie d'Assas, oder die starrenden Speere der feindlichen Reihen in seiner Brust begraben haben, wie Arnold von Winkelried.

Auszug aus dem Courrier Francais.

Donnerstag, den 14. September 1792. — Jahr IV. der Freiheit. Nro. 257.

„Die Municipalität von Herespian, Departement de l'Herault, hat ihrem Pfarrer, Herrn François, eröffnet, daß die Gemeinde für die

Zukunft keinen ehelosen Geistlichen mehr haben wolle. Auf diese Eröffnung hat der Pfarrer François auf eine Weise geantwortet, die alle Hoffnungen seiner Beichtkinder übertroffen hat. Er, der Pfarrer, hofft fünf Söhne zu bekommen; der erste soll Jean Jacques Rousseau heißen; der zweite Mirabeau; der dritte Petion; der vierte Brissot; der fünfte Jakobinerklubb. Der treffliche Geistliche wird seinen Patriotismus seinen Kindern vermachen, und wird diese der Obhut des Vaterlandes empfehlen, das über alle tugendhafte Bürger wacht."

Nach einer Lektüre des Moniteur.

Pröethes und Cyestris, zwei alte Philosophen, von denen man meines Wissens gar nicht mehr spricht, stritten sich einst über einen Satz, der in unsern Tagen beinahe der Vergessenheit anheim gefallen ist. Es handelte sich nämlich darum, ob es einem Menschen möglich wäre, auf einmal und

zu gleicher Zeit aus voller Kehle zu lachen und heiße Thränen zu vergiessen. Der Streitpunkt blieb damals unentschieden, und diente zu nichts weiterem, als die gegenseitige Feindschaft zwischen den Schülern Heraclits und den Anhängern Demokrits noch unversöhnlicher zu machen. Seit dem Jahr 1789 jedoch ist die Frage bejahend entschieden. Ich kenne ein Werk in Folio, welches dieses Phänomen zuwegebringt, und es ist der Sache ganz angemessen, daß die Lösung einer philosophischen Streitfrage sich in einem Folioband vorfindet. Dieses Werk in Folio aber ist der Moniteur. Wollt Ihr lachen, o schlagt nur den Moniteur auf; wollt Ihr weinen, leset den Moniteur; wollt Ihr lachen und weinen zugleich, der Moniteur kann Euch dazu verhelfen.

Mit so viel Nachsicht, mit so viel Unpartheilichkeit man auch die Epoche unserer politischen und gesellschaftlichen Wiedergeburt beurtheilen mag, nie wird man umhin können, die Art und Weise, wie jenes Zeitalter der Vernunft unser Zeitalter der Aufklärung vorbereitete, höchst sonderbar zu finden. Die Akademien, die Kollegien waren zerstört; die

Universitäten, die Pflanzschulen der Wissenschaften, aufgelöst; hervorragendes Genie und Talent wurde mit dem Tode bestraft, wie hoher Rang und großes Vermögen. Indessen fanden sich immer noch Redner, die in elenden Winkelkneipen aufgeblüht, oder Dichter, die von einer Krambude ausgespieen waren, um den Verfall, den Untergang der Künste zu preisen und zu rühmen. Auf unsern Theatern, von denen alle klassischen Meisterwerke verbannt waren, brüllte man entsetzliche Rhapsodien aus der Gegenwart herab, oder man deklamirte eckelerregende Lobgedichte auf die sogenannten Bürgertugenden. So eben schlage ich ganz zufällig den Moniteur auf, und stoße auf das Schauspielverzeichniß vom 4. Oktober 1793. Diese Affiche ist ganz geeignet, die nachstehenden Betrachtungen, welche sich mir beim Lesen aufgedrungen haben zu rechtfertigen:

„Théatre de l'Opera-Comique Nationale. La première représentation de: *la Fête civique,* comédie en cinq actes.

„Théatre National: *La Journée de Marathon,* ou *le Triomphe de la Liberté*, pièce heroique en quatre actes.

„Théatre de Vaudeville: *La Matinée, et la Veillée villageoises; le Divorce; l'Union villageoise.*

„Théatre du Lycée des Arts: *Le Rétour de la flotte nationale.*

„Théatre de la République: *Le Divorce tartare,* comédie en cinq actes.

„Théatre français, comique et lyrique: *Buzot, roi du Calvados.*"

In diesen eilf Linien ist die Revolution vollständig charakterisirt. Unmoralische Gesetze werden der Sache höchst angemessen in unmoralischen Paraden gerühmt; Tod und Grab sind das Sujet der komischen Oper. Ich hätte übrigens den edlen Namen eines Dichters gegenüber von den Verfassern jener traurigen Farçen nicht brandmarken sollen: die Guillotine, nicht die Bühne winkte damals dem Dichter.

Nach dem Abscheulichen kommt das Lächerliche. Der Leser braucht nur ein Blatt umzuschlagen. Er befindet sich in einer Sitzung der Jakobiner. Der

Gegenstand der Berathung ist folgender: „Da die Section vom rothen Kreuze befürchtet, ihr bisheriger Name möchte das Gift des Fanatismus dauernd erhalten, so erklärt sie dem Conseil, daß sie dafür den Namen der Section von der rothen Mütze annehmen werde.“ Ich bürge für die genaue und wörtliche Citation dieser Erklärung.

Will man das Gräßliche und Lächerliche zumal? Man lese nur einen Brief des Repräsentanten Dumont an den National-Convent, datirt vom 1. Oktober 1793. Er lautet wörtlich folgendermassen: „Bürger-Collegen! Ich schilderte Ihnen „vor zwei Tagen die grausame Lage, in welcher „sich die Sansculotten von Boulogne befänden, so „wie das verbrecherische Verfahren der Verwaltungs-„räthe und der Municipal-Offiziere. Das Nämliche „nun muß ich Ihnen von Montreuil sagen. In „dieser lezteren Stadt habe ich übrigens von mei-„nem trefflichen und bewährten Gegenmittel — der „Guillotine — gehörigen Gebrauch gemacht. Auf „dieses Verfahren hin, das den Beifall aller „Patrioten erhielt, hatte ich die süße Befriedigung,

„mit eigenen Ohren zu hören, wie zu Montreuil „die Luft von dem Rufe wiederhallte: „Es lebe „der Berg!“ Vier und vierzig Karren haben vor „meinen Augen die Personen abgeführt, welche....“

Der Moniteur, ein Buch, das so reichen Stoff zum Nachdenken darbietet, ist beinahe der einzige Vortheil, den wir von dreißig Jahren des Unglücks und des Jammers gewonnen haben. Unsre schmutzige, blutgetränkte Revolution hat uns in ihm ein in seiner Art einziges unverwüstliches Denkmal hinterlassen, und zwar ein Denkmal von Papier und Tinte.

Der Hermelinmantel des ersten Präsidenten des Pariser Parlaments wurde mehr als einmal durch gewöhnlichen oder juridischen Mord mit Blut befleckt; und die Geschichte wird es als eine bemerkenswerthe Thatsache aufbewahren, daß Simon de Bucy, der erste, der dieses Amt verwaltete, und für den es im Jahr 1440 gestiftet wurde, so wie Bochard de Saton, der diese Würde als der Lezte

bekleidete, beide als Opfer revolutionärer Unruhen fielen. Ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände, ernsten Nachdenkens würdig!

Jeder Geschichtschreiber, der sich durch die Geschichte bestimmen läßt, und seinen Stoff nicht zu beherrschen weiß, wird unvermeidlich in der Fluth der Einzelnheiten versinken und untergehen.

Sindbad, der Seefahrer, oder irgend eine andere Person aus „Tausend und Eine Nacht,“ fand eines Tages, am Rand eines Gießbaches, einen kraftlosen Greisen, der nicht mehr gehen konnte. Der gutmüthige Seemann lud ihn mitleidig auf seine Schultern; da klammerte sich aber der Alte mit einer so wahrhaft teuflischen Kraft an, daß es dem armen Matrosen nimmer gelang, diese unwillkommene Last von sich abzuschütteln. Ganz derselbe Fall ist es mit jedem Waghals, der es sich einfallen läßt, die Vergangenheit auf seinen Rücken zu nehmen, um sie über den Lethe hinüberzuschaffen, d. h. wer es unternimmt, Geschichte zu schreiben.

Die wunderliche Alte zeichnet ihm aus kleinlicher Laune und Grillenhaftigkeit eine schwierige Bahn, voller Krümmungen, vor. Gehorcht der Sklave willig ihrem Eigensinn, und hat er nicht den Muth und die Kraft in sich, sich selbst einen geraderen und kürzeren Weg zu bahnen, so versenkt sie ihn mit boshaftem Hohn in den Wellen des Stromes.

Kritische Bruchstücke.

Aus Veranlassung eines politischen, von einer Frau verfaßten Werkes.

Im December 1819.

I.

Der Baile*) Molino fragte eines Tages den berühmten Achmed Pascha, warum denn Mahomet seinen Verehrern den Genuß des Weines verböte? Warum er uns den Wein verbiete? rief der Eroberer von Candia**): „ich denke deßwegen, daß er

*) Dieß war der Titel der ehemaligen venetianischen Residenten in Konstantinopel.

Anmerk. des Ueb.

**) Achmet Pascha Kiuprili, Sohn des ebenso berühmten Mahomet Kiuprili, war Groß-Wessir unter Mahomet IV. und eroberte nach langer hartnäckiger Vertheidigung die der Republik Venedig gehörige Insel Candia (Creta) im Jahr 1669.

Anmerk. des Ueb.

uns desto besser schmecke." Es ist etwas Wahres in dieser Antwort: das Verbot würzt und erhöht den Genuß des Verbotenen. Es verleiht der Sauce etwas Pikantes, wie Montaigne sagt; und wie jener große Cato nach seiner Frau sich sehnte, so wie sie nicht mehr bei ihm war, wie Martialis seiner Geliebten zusang: „Galla, nega, satiatur amor;" so glauben wir, gibt es keinen Punkt, in welchem sich die Menschen aller Zeiten und aller Orte so oft als die wahren und würdigen Söhne der guten Mutter Eva gezeigt haben.

Ich möchte es deßwegen nicht haben, daß man den Frauen das Schreiben verböte; das wäre gerade das rechte Mittel, um zu bewirken, daß sie Alle die Feder ergriffen. Nein, im Gegentheil, man sollte es ihnen ausdrücklich befehlen, wie jenen Gelehrten auf den teutschen Universitäten, welche ganz Europa mit ihren gelehrten Commentarien überschwemmten, und von denen man kein Wort mehr hört, seitdem ihnen der gemessene Befehl zugekommen ist, wenigstens ein Buch des Jahres zu liefern *).

*) Woher ist dem Verfasser diese interessante Nachricht zugekommen? Anmerk. d. Uebers.

In der That ist der reissende Aufschwung, den der weibliche Geist in seiner Entwicklung seit einiger Zeit genommen hatte, eine sehr beachtungswerthe, aber noch zu wenig beachtete Thatsache. Unter Louis XIV. hatte man Liebhaber, und übersezte den Homer; unter Louis XV. hatte man bloß noch Freunde, und commentirte Newton, unter Louis XVI. kommt nun ein weibliches Wesen, das Montesquieu verbesserte, und zwar in einem Alter, wo Andere noch kein Kleid für eine Puppe machen können. Und nun frage ich, wohin soll das Alles führen? Was bedeuten diese Zeichen und Wunder? was werden diese neuen Revolutionen, die sich vor unsern Augen vorbereiten, mit sich bringen?

Es gibt eine Idee, die Tag und Nacht mit mir herumgeht, die mich und meine alten Freunde schon oft beschäftigt hat; eine Idee, die so einfach, so natürlich ist, daß mich nur der einzige Umstand in Erstaunen sezt, wie man sich noch nicht darüber verständigt hat, und zwar in einem Jahrhundert, in dem man sich über Alles verständigt, und wo die Volksverbesserer für Alles Mittel und Rath wissen.

So oft ich nämlich diese stufenweise sich entwickelnde Emanzipation des weiblichen Geschlechts

ins Auge faßte, kam mir immer der Gedanke in den Kopf, wohin es wohl kommen könnte, wenn es plötzlich irgend einem gewaltigen Geist einfiele, diese andere Hälfte der Menschheit, die sich bis jezt mit der Herrschaft in Küche und Keller begnügte, in die politische Wagschale zu werfen? Oder könnten nicht die Frauen selbst der ewigen Herrschaft der Männer überdrüssig werden? Regieren wir wirklich so gut, daß ihnen alle Hoffnung benommen wäre, noch besser zu regieren? oder lieben sie die Herrschaft so wenig, daß wir vernünftigerweise annehmen könnten, sie hätten nie ein Verlangen darnach gefühlt? Fürwahr! je mehr ich über die Sache nachdenke, desto klarer wird es mir, daß wir am Rande eines Abgrundes stehen. Zwar haben wir Männer Kanonen und Bajonnette für uns, während den Frauen, wie wir wähnen, keine großen Umwälzungsmittel zu Gebote stehen. Damit mag sich mancher beruhigen; mir, ich gestehe es, mir macht es bange.

Auf der Straße, welche von Neapel nach Torre del Greco führt, steht ein Denkstein, den Fonseca errichten ließ, mit der bekannten Inschrift: „Posteri, Posteri, vestra res agitur!“ Torre del Greco ist

von dem Erdboden verschwunden; aufrecht steht noch der prophetische Stein.

Und so schreibe auch ich diese Zeilen nieder, in der Hoffnung, daß sie gelesen werden, wenn nicht von meinem Jahrhundert, doch wenigstens von der Nachwelt. Und ist einmal das Unglück, das ich ahnend vorhersehe, wirklich hereingebrochen, dann ist es gut, wenn unsere Enkel wenigstens erfahren, daß in dieser neuen Troja eine zweite Kassandra lebte, und von einer Dachkammer, Rue Mezières Nr. 10. das nahende Unheil verkündete. Oder sollte das rasche Verhängniß es wollen, daß ich es noch selbst erlebte, wie die Männer zu Sklaven der Weiber werden und das Universum am Spinnrocken sizt: nun dann kann ich mir wenigstens auf meinen Scharfsinn etwas zu Gute thun; und wer weiß es? ich wäre vielleicht nicht der erste ehrliche Kerl, der sich über ein öffentliches Unglück mit dem Gedanken tröstet, daß er es vorausgesagt habe.

II.

Die Politik, sagte Karl XII., ist mein Schwerdt. Sie ist die Kunst, zu betrügen, dachte Machiavelli.

Nach Frau v. M... wäre sie das Mittel, die Menschen durch Klugheit und Tugend zu regieren. Die erste Erkärung verräth einen Narren, die zweite einen Schurken; die der Frau von M... ist die einzige, welche auf einen edlen Sinn schliessen läßt. Nur Schade, daß diese Definition, so alt sie auch ist, doch selten eine Anwendung gefunden hat.

Nachdem Frau v. M.... diese Definition aufgestellt hat, verbreitet sie sich über den Ursprung der Gesellschaften. Jean-Jacques läßt sie durch einen Pfahlpflanzer, Vitruve durch eine gewaltige Windsbraut entstehen, wahrscheinlich weil die Herleitung aus dem Familiensystem ihnen allzu einfach und natürlich dünkte. Mit jenem gesunden Menschenverstand, der oft mehr leistet, als das Genie der Philosophen, begnügt sich Frau v. M... damit, die Grundursache der Gesellschaften in der Natur des Menschen aufzusuchen, in seinen Neigungen und Begierden, in seiner Schwäche, in seinen Bedürfnissen. Dieser ganze Abschnitt verräth sehr viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Es ist wirklich interessant zu sehen, wie eine Frau bald Locke und Seneka, bald den „Geist der Gesetze" und den Gesellschaftsvertrag

anführt; was aber noch mehr als dieses unsre Beachtung verdient, das ist der Ausdruck von redlicher Treuherzigkeit und vernünftigem Anstand, an den wir gar nicht mehr gewöhnt sind, und der so auffallend mit jenem aufgeblasenen, rohen Tone contrastirt, den die Lehrer des Menschengeschlechts seit geraumer Zeit angenommen haben.

Im Verlauf ihres Werkes handelt nun die Verfasserin von den Häuptern der Gesellschaften. Man hat schon gar viel über die Pflichten der Könige geschrieben, weit mehr, als über die Pflichten der Völker. Man hat alle mögliche Schilderungen eines guten Fürsten entworfen; jeder glaubte sich darin versuchen zu müssen; es ging damit, wie mit jenen Pyramiden, die am Rande der mexikanischen Straßen aufgeführt sind, wo jeder Reisende es für seine Pflicht hielt, seinen Stein dazu herbeizuschleppen. Jeder Dummkopf, jeder Schulbube wollte die Lenker der Nationen abpinseln. Man könnte behaupten, die Philosophen selbst haben sich alle mögliche Mühe gegeben, um neue Tugenden, die sie auf die Schultern der Fürsten legten, zu erfinden; sie thaten dieß wahrscheinlich deßwegen, weil die Fürsten mehr als andere den

Versuchungen und Schwachheiten der menschlichen Natur ausgesezt sind; sie wollten ihnen dabei ein unerreichbares Ideal aufstellen, dessen Verwirklichung sie nach Kräften anstreben sollten. Frau von M... hat sich von dergleichen Bizarrerien frei zu erhalten gewußt. Sie behauptet, ein Fürst könne gut seyn, ohne deßwegen übermenschliche Eigenschaften zu besitzen. Sie bildet sich nicht zuerst das Ideal eines vollkommenen Königthums, um das Königthum, wie es in der Wirklichkeit besteht, zu verschreien, noch bedient sie sich des lezteren, um das Königthum an sich in Verruf zu bringen; ein logischer Irrthum, in welchem die ganze Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts befangen war. Als wollte sie alle Verpflichtungen eines Fürsten in einen Ueberblick zusammenfassen, führt die Verfasserin die Vorschrift an, welche Gustav Adolph von seinem Vater erhielt. Die Geschichte erwägnt mehrere ähnliche Vorschriften, welche Könige ihren Nachfolgern hinterließen; die genannte ist übrigens deßwegen hauptsächlich merkwürdig, weil sie vielleicht die einzige ist, welche der Thronfolger wirklich befolgt hat. Wir theilen unsern Lesern einige Stellen daraus mit.

„Des Fürsten ganze Klugheit, sein ganzes Bestreben gehe dahin, weder selbst zu täuschen, noch sich täuschen zu lassen.“

„Er bedenke, daß das vergossene Blut des Unschuldigen, so wie das erhaltene Blut des Bösewichts nach Rache schreien, das eine wie das andere.“

„Nie erscheine er unruhig oder niedergeschlagen, ausser wenn einer seiner treuen Diener sterben oder einen Fehler sich zu Schulden kommen lassen sollte.“

„Stets handle er so, daß er sich des göttlichen Beifalls versichert halten kann.“

Karl IX. geht in dieser Vorschrift nur leise über die Gefahr weg, welche den Fürsten von den Schmeichlern droht. Vielleicht fühlen die Könige die nachtheiligen Folgen der Schmeichelei weniger, als ihre Unterthanen. Auch dürfte hier Montesquieu eine Veranlassung finden, seine Theorie vom Clima in Anwendung zu bringen; sie dient ihm als eine Art Nachschlüssel, womit er alle historische Probleme aufzuschließen versteht. Je weiter wir uns dem Süden nähern, würde Montesquieu sagen, desto häufigere Beispiele von Favoritenherrschaft werden wir finden.

Unter dem entnervenden Himmel von Asien und Afrika leiten die Fürsten nur selten selbst die Staatsangelegenheiten. Dagegen sehen wir bei den nordischen Völkern, wo ein spannendes Klima herrscht, mehr Tyrannen als Günstlinge. Diese Bemerkung dürfte übrigens in sich zusammenfallen, wenn wir in der Geschichte dieser Völker besser unterrichtet wären. Wir sind gar zu sehr aufgelegt, aus allem eine Wissenschaft zu machen, sogar aus unserer Unwissenheit.

In einem alten Manuscript aus dem dreizehnten Jahrhundert, das Philipp von Mayzières zugeschrieben wird, findet sich eine Stelle, welche als Ergänzung zu der Vorschrift des schwedischen Monarchen dienen kann. Hier spricht die Königin „Wahrheit" in dem Traum, den der alte Pilger dem weißen Falken mit dem goldenen Schnabel und den goldenen Füßen erzählt, zu Karl VI.:

„Hüte dich, mein Sohn, vor jenen Kavalieren, welche die Gewohnheit haben, durch allerlei Pfiffe und Kniffe die Könige zu rupfen, die immer das Sprichwort des Marschalls Bonciquault auf der Zunge haben und sprechen: „Nur im Meere kann man fischen, und nur der König kann geben." Diese

Leute werden von dir rühmen, du seyest tapfer und freigebig, wie Alexander, bis sie von dir so viel Wasser für ihre Mühle abgezapft haben, daß es für siebenunddreissig Mühlen hinreichen würde ꝛc.“

Ich führe diese Stelle an, 1) weil man daraus ersieht, daß man in jenen gothischen Zeiten nicht auf so knechtische Weise mit den Königen sprach, als man uns gerne weiß machen möchte; 2) weil sie uns über den Ursprung eines Sprüchworts belehrt, was den Alterthümlern von Interesse seyn dürfte; 3) weil sie zur Lösung einer hydraulischen Frage dienen kann, indem wir hier erfahren, daß es schon im Jahr 1389 Wassermühlen gab, was für diejenigen immer gut ist zu wissen, denen noch unbekannt ist, daß die Wassermühlen schon seit undenklicher Zeit existiren.

III.

Nachdem Frau von M.... zuerst von den Gesellschaften im Allgemeinen gehandelt hat, widmet sie nun ein besonderes Kapitel dem Kriege, d. h. dem gewöhnlichsten Verhältnisse, das zwischen den verschiedenen menschlichen Gesellschaften besteht.

Dieses Kapitel mußte einer Frau keine geringe

Schwierigkeiten darbieten. Aber auch hier, wie in ihrem ganzen Werk, entwickelt Frau von M.... ganz ungemeine Kenntnisse. Mit viel Glück weist sie den Unterschied zwischen erlaubten und ungerechten Kriegen nach; ganz richtig zählt sie den lezteren alle Eroberungsversuche bei.

„Der Unterschied zwischen einem Eroberer und einem Straßenräuber —“ sagt ein ausgezeichneter Schriftsteller, den Frau von M.... anführt .... „besteht darin: daß der erstere ein erlauchter, der andere ein niedriger Dieb ist; der eine erhält für seine Gewaltthaten Lorbeerkränze und Weihrauch, der andere den Strick.“

Fürwahr es gehörte eine starke Dosis Philosophie dazu, um diese Stelle mit derselben Hand niederzuschreiben, welche die Besitznahme von Schlesien unterzeichnete!

Die Verfasserin kommt nun auf das bekannte Axiom zu sprechen: „Das Geld gibt dem Kriege Nachdruck,“ ein Axiom, welches Frau von M.... dem Quintus Curtius zuschreibt, das sich übrigens auch bei Végétius, bei Montecuculi, bei Santa-Crux, sowie bei allen Autoren, finden wird, die über den Krieg geschrieben haben. Hier gewinnt nun Frau

von M.... einen Anhalt, und bemerkt: „es ist nicht das Geld, sondern das Eisen. Man schlägt sich nicht mit Thalern, sondern mit Soldaten; die ganze Frage läßt sich auf den Punkt zurückbringen, ob es leichter sey Soldaten ohne Geld, oder mit Geld zu halten. Das erstere Mittel ist das ökonomischere. Es scheint jedoch nicht, als ob es Sully's Geschmack behagt hätte.

Ich las unlängst im Hugo Grotius folgende Definition vom Krieg: „der Krieg ist der Zustand derjenigen, welche ihre gegenseitigen Differenzen auf dem Wege der Gewalt auszugleichen suchen." Offenbar paßt diese Definition ebensogut auf das Duell.

Aber, hat man zu den Duellanten gesagt, ihr geht lachend in den Tod, ihr schlagt euch aus bloßem Vergnügen. Ganz dasselbe war früher der Fall mit dem Kriege. Vor der Revolution mordete man sich nicht anders, als mit dem Hut in der Hand. Als der große Condé einen Sturm auf Lerida machte, marschirten sechsunddreissig Violinspieler an der Spitze der stürmenden Kolonnen, und auf den Schlachtfeldern von Ettingen und Klostersevern sah man junge Offiziere in seidenen Strümpfen und

weißgepuderten Perücken gegen die Batterien anrücken, nicht anders, als ginge es auf einen Ball.

Jean Jacques Rousseau, ein eigentlicher Don-Quixote in Paradoxen, kam eines Tags auf den Einfall, eine Wahrheit zu behaupten. Das war für ihn etwas ganz Neues. Er benahm sich dabei, wie wenn es nicht ganz richtig damit aussähe; er suchte nach Autoritäten, gleich den Leuten, welche keine vernünftigen Gründe für ihre Behauptungen finden können. Und so citirte er in Beziehung auf die Verwerflichkeit des Duells die Alten. Wahrscheinlich hatte Rousseau den Quintus Curtius nicht gelesen. Er hätte sonst finden müssen, daß kein Festgelag bei Alexander vorüberging, ohne daß etliche Einzelkämpfe zwischen den Gästen Statt gefunden hätten. Was war ferner der Kampf des Eteokles und Polynices anders als ein Duell? Und wenn wir einen Blick auf die Iliade werfen, so dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Agamemnon schwerlich sein Schwert in der Scheide gelassen haben würde, wenn Minerva den Sohn der Tetis nicht an den Ohren gezupft hätte.

Aber, wenden die Philosophen ein — man denke an die Griechen! Ja, ja die Griechen! Es ist

allerdings wahr, die Griechen schlugen sich nicht wie unsere Altvordern, mit Kampfrichtern, Sekundanten und Zeugen; allein wollt Ihr wissen, was diese gefeierten Griechen, mit denen man immer und ewig angerückt kommt, in diesem Punkt thaten? Die Griechen machten die Sache noch besser, sie mordeten schlechtweg. Ihr braucht nur Plutarch im Leben des Kleomenes nachzuschlagen. Man erschlug seinen Mann meuchlings; und ein solches Verfahren hatte durchaus keine weiteren Folgen. Er legte ihm einen Hinterhalt, sagt der Geschichtschreiber mit dem ruhigsten Tone von der Welt, gerade wie man heut zu Tage sagen würde: „er hat ihm einen Eid geschworen.“

Man könnte sich vielleicht zu dem Schlusse berechtigt glauben, in dem Bisherigen sey eine Vertheidigung des Duells ausgesprochen. Dem ist aber nicht so; ich habe mir bloß ein Vergnügen daraus gemacht, eine von den tausend und aber tausend Inconsequenzen des menschlichen Lebens aufzudecken: es war eine rein philosophische Beschäftigung. Man verwundert sich darüber, daß unsere Gesetze das Duell nicht verbieten. Ich dagegen bin erstaunt, daß die Gesetze es noch nicht förmlich autorisirt

haben. In der That, warum sollten unsere Thorheiten nicht eben so gut ein Patent erhalten, als unsere Laster, und ist es nicht eine wahrhafte Ungerechtigkeit, den Duellanten zu verbieten, was so vielen ehrlichen Leuten erlaubt ist, nämlich dem Gesetz-Codex zu entschlüpfen, indem man sich in das Budget flüchtet?

IV.

Wenn es wahr ist, daß es keine Gesellschaften ohne Krieg gibt, so ist es ebenso richtig, daß sich die Kriege nicht ohne Armeen führen lassen. Daher ist Frau von M.... vollkommen gerechtfertigt, wenn sie sich in dem folgenden Kapitel mit den Einzelnheiten eines Feldzugs beschäftigt. Frau von M.... ist meines Wissens die erste Schriftstellerin, welche nach dem Chevalier d'Eon diese Materie behandelt hat; nicht als wollte ich damit eine Vergleichung zwischen Frau von M.... und der Amazone des lezten Jahrhunderts anstellen; meine Bemerkung deutet einzig und allein eine bibliographische Zusammenstellung an.

Wie alle militärischen Schriftsteller, so zeigt

sich auch Frau von M.... als eine große Verfechterin des unbedigten Gehorsams; das ist eine Frage, die schon häufig Gegenstand philosophischer Erörterungen gewesen ist; ihre vollständige Lösung findet sie jedoch alle Tage auf dem Exercierplatz von Grenoble.

Man findet bei Hobbes eine Meinung über diesen Gegenstand, welche Frau von M.... hätte anführen können, die sich jedoch durch nichts auszeichnet, als durch ihre Sonderbarkeit. „Wenn unser Herr," sagt Hobbes, „uns eine verbrecherische Handlung befiehlt, so müssen wir sie vollziehen, wenn nur diese Handlung nicht uns zur Last gelegt werden kann." Das heißt mit andern Worten: Herr Hobbes macht den Egoismus zur Norm für das menschliche Handeln.

Frau von M.... führt, nach dem Vorgange von Folard, einige Eigenschaften an, welche ein ächter Feldherr besitzen soll. Was mich betrifft, so kann ich ein gewisses Mißtrauen gegen so hohe Anforderungen, die bloß durch Ausnahmen in der Natur verwirklicht werden könnten, nicht unterdrücken. Es ist was Entsetzliches, nur das Namens-Register von den vorbereitenden Studien zu sehen,

welche ein künftiger General betreiben soll; und doch — wie viele treffliche Feldherren gab es, welche nicht einmal lesen konnten? Man sollte glauben, die erste Bedingung, die *conditio sine qua non*, für jeden Mann, der sich für das Kriegshandwerk entscheidet, müßten gute Augen, oder wenigstens ein starker, gesunder Körperbau seyn. Aber auch hier zeigt uns die Geschichte eine Menge großer Krieger, die einäugig oder hinkend waren. Philipp von Macedonien war einäugig, hinkend und sogar einhändig; Agesilaus, König von Sparta, war hinkend und verwachsen; Hannibal war einäugig; Bajazet und Tamerlan, die zwei größten Kriegshelden ihrer Zeit, waren der eine einäugig, der andere hinkend; der Marschall von Luxemburg war buckelig. Und um unsre Ideen hierüber vollends ganz zu verwirren, so hat die Natur uns die Erscheinung eines ganz blinden Feldherrn gezeigt, der an der Spitze seines Heeres marschirte, seine Truppen in Schlachtordnung aufstellte, und große Siege davon trug. Ein solcher war Ziska, der Anführer der Hussiten.

V.

Mit welchem Aufwand von Emphase unsere Historiker die Geschichte schreiben! Glaubt an das Zeug nicht, meine Freunde!

„Der Senat geht dem aus der Schlacht bei Cannä entronnenen Consul Varro zum Willkommen entgegen, und dankt ihm, daß er die Republik nach so schwerem Unglück nicht aufgegeben ....." Was beweist dieß? Nichts weiter, als daß die Faktion, welche die Ernennung Varros zum Consul bewirkt hatte, um den Fabius Maximus vom Kommando zu verdrängen, noch immer mächtig genug war, um des Ausreissers Varro Bestrafung zu hintertreiben. Sie verlangte sogar, man solle ihn zum Dictator ernennen, nur damit nicht Fabius, der einzige Mann, der im Stande war, die Republik von dem drohenden Untergang zu erretten, an die Spitze der Angelegenheiten käme. Dieß Alles ist unglücklicherweise sehr natürlich; Heroisches kann ich durchaus nichts darin finden. Glaubt man z. B. nicht, daß, wenn Bonaparte nach dem Rückzug von Moskau es verlangt hätte, ihm sein

ganzer Senat in Masse entgegen gegangen seyn würde?

„Der Senat erklärt, daß er die Gefangenen nicht auslösen werde? — Was beweist nun dieses Verfahren? Nichts, als daß der Senat kein Geld hatte. Er machte es, wie viele andere ehrliche Leute, die gar keine Römer sind; er ward hart, weil er nicht arm erscheinen wollte. Konnte man denn wirklich mit Fug und Recht die Soldaten der Feigheit anklagen, die sich von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein geschlagen, und nicht weniger als siebzig tausend Todte auf dem Schlachtfeld zurückgelassen hatten? Das sind die Thatsachen, und in der Geschichte gelten Thatsachen mehr, als leere Phrasen. Man sehe über diesen Gegenstand auch Folard nach.

Dagegen wird man uns das Zeugniß Montesquieu's entgegen halten. Montesquieu hat ein sehr schönes Buch geschrieben „über die Größe und den Verfall der Römer," aber er hat dabei den einzigen Umstand vergessen, daß Hannibals Kavallerie unthätig im Sattel sitzen blieb, als er nur noch vier Meilen von Rom sich gelagert hatte. Es bleibt immer etwas Wunderliches, wenn ein

Franzose bei den Römern allerlei Dinge vorfindet, wovon weder Salust noch Cicero, weder Tacitus noch Titus Livius ein Wort wissen. Und doch hatten die Römer etwas mit uns gemein; sie haben selbst die beste Meinung von sich und machen sich die größten Komplimente, thun aber nie das Gleiche gegenüber von Andern.

Die Geschichtschreiber, welche nichts als glänzen wollen, sehen überall Verbrechen oder Genie; sie brauchen Riesen, aber ihre Riesen gleichen den Giraffen; von vornen sind sie groß, von hinten klein. Im Allgemeinen ist es eine angenehme Beschäftigung, die wahren Ursachen der Ereignisse aufzusuchen; man kann sich des Erstaunens nicht erwehren, wenn man zu der Quelle des Flusses gelangt. Noch immer erinnere ich mich, welches Vergnügen ich in meiner Kindheit empfand, als ich über die Rhone sezte. Es ist als ob die Vorsehung selbst eine Art von Wohlgefallen finde an dem Contrast, der zwischen den Ursachen und den Wirkungen stattfindet. Die Pest wurde durch eine Krähe nach Italien gebracht, und beim Aufschneiden einer Maus entdeckte man den Galvanismus.

März 1820. *)

Der Herzog von Berry ist ermordet worden: kaum sind sechs Wochen vorüber. Noch ist die Gruft von Saint-Denis nicht wieder versiegelt und schon regnet es mit Leichenreden und Apologien auf das frische Grab. Aber alles das ist verdrehtes, verzwicktes, mangelhaftes Zeug, schlecht gedacht, und schlecht geschrieben; platte oder lauttönende Lobhudeleien; nichts von Ueberzeugung, von innerem Gefühl, von wahrem aufrichtigem Schmerz.

---

*) Ich glaubte den ganzen nachstehenden Aufsatz, der in einer jezt vergessenen Zeitschrift anonym erschienen war, hier wörtlich wieder geben zu müssen. Zwingen konnte mich nichts dazu, aber ich war der Meinung, es dürfte in dem Anblick der politischen Leidenschaften einer früheren Epoche Etwas Unterrichtendes und Belehrendes für die politischen Leidenschaften der jetzigen Zeit liegen. In diesem Aufsatz steigert sich der Schmerz bis zur Wuth, das Lob bis zur Apotheose, die Unnatürlichkeit und Uebertriebenheit aller Gefühle bis zum Wahnsinn. So war im Jahr 1820 die Geistesverfassung eines jungen Jakobiten von siebzehn Jahren, der jedoch frei von allem Eigennutz nur den Eingebungen seiner innersten Ueberzeugung folgte. Der Aufsatz enthält, wir wiederholen es, eine warnende Lehre für jeden politischen Fanatismus. Der Leser wird in diesem Bande noch auf manche ähnliche Stellen stoßen; auch ihnen möge diese Anmerkung gelten.

Und doch war der Stoff so schön! Wann wird man es endlich den winzigen Geisterchen untersagen, einen erhabenen Gegenstand zu verpfuschen? In den Tempeln des Alterthums waren besondere heilige Gefäße aufbewahrt, die von keinen ungeweihten Händen getragen werden durften.

Und wahrlich, wo könnte der Dichter einen erhabeneren, reichhaltigeren Stoff für sich finden, als in diesem frommen, kriegerischen Leben, das so viele beklagenswerthe Ereignisse umfaßt, als in diesem heldenmüthigen, ächt christlichen Tod, der so viele verhängnißreiche Folgen nach sich zieht? Ein erhabener Triumph ist dem großen Schriftsteller aufbehalten, der uns die allzukurze Laufbahn und den ritterlichen Charakter desjenigen aufzeichnet, der vielleicht der lezte Abkömmling des großen Ludwig seyn wird. Ausgestoßen seit seiner frühesten Jugend von dem Boden der Heimath mußte der Prinz lange vor der Zeit dem rohen Waffenhandwerk sich ergeben. Die ersten und lange einzigen Vorrechte, die er seinem erhabenen Range verdankte, waren die Verbannung und die Proscription. Aus einem königlichen Pallast trat er hinaus in das Feld des Krieges, schlief bald unter den

Zelten Oesterreichs, bald irrte er auf Englands Flotten umher, und ward so eine Reihe von Jahren hindurch mit seiner ganzen Familie ein auffallendes Beispiel von der Unbeständigkeit des Glücks und der Undankbarkeit der Menschen. Lange Zeit mußte er unter ausländischen Heerführern Soldaten bekämpfen, welche mit der Bestimmung geboren waren, unter ihm zu dienen; aber nie verläugneten seine Beharrlichkeit und seine Tapferkeit das Blut und den Namen seiner Ahnen. Er zeigte sich stets als den würdigen Zögling des Erben der Condés, der verbannt gewesen war, gleich ihm, — als den würdigen Führer jener alten Schaar von Edeln, die mit ihren Königen geächtet waren. In jenen kriegerischen Zeiten wog das Brod des Soldaten in seinen Augen das fürstlichste Mahl auf, und in Ermanglung eines königlichen Lagers wußte er bei Tag die Kanone zu erobern, die ihm bei Nacht als Ruhestätte dienen sollte. Endlich zurückgekehrt in die Mitte der Völker, welche seine Väter regiert hatten, sollte es ihm nicht vergönnt seyn, ruhig und in Frieden des Glücks sich zu erfreuen, das eine erlauchte Verbindung für ihn dauernd, für unsere Nachkommen ewig begründen zu wollen

schien. Wehe! vier Jahre waren ihm unter Wohlthaten in edler Zurückgezogenheit und Einfachheit verschwunden, da fiel der Jüngste der lezten Bourbonen, die Liebe und die Hoffnung der ganzen Nation unter dem Dolche eines Franzosen, er, den während der eilf Jahre seiner argwöhnischen Tyrannei ein von einem Mameluken bewachter Korse nicht erreichen konnte!

Dieser würdige Sprößling des großen Béarners, bestimmt unsre tapferen und getreuen Heere zu befehligen, ist gestorben in der schönsten Blüthe, in der vollsten Kraft des Alters, nicht einmal mit dem Troste, gleich Epaminondas auf seinem Schilde zu verscheiden.

Und wann dann der Geschichtschreiber eines so edlen Lebens die lezte Verzeihung, das lezte Lebewohl des Hinscheidenden angeführt hat, dann ist es seine Pflicht, zurückzugehen oder vielmehr herabzusteigen zu den Ursachen und Urhebern dieses abscheulichen Verbrechens. Hat er dann das im Dunkeln schleichende Verbrechen enthüllt, dann möge er hören, wie das verzweifelnde Frankreich ausrufen wird, gleich jener römischen Kaiserin: „Ich weiß jezt, woher die Schläge kommen!"

Wir wollen uns hier nicht in eine Erörterung einlassen, die unsere Kräfte übersteigen würde, aber wir sind der Ansicht, daß es eine hohe und wichtige Aufgabe für den Geschichtschreiber des ermordeten Herzogs von Berry ist, den Beweggründen nachzuspüren, welche den elenden Mörder zu seinem Verbrechen veranlaßten? Ist Louvel ein Fanatiker? Von welcher Art ist sein Fanatismus? Gehört er zu der Klasse der überspannten, uneigennützigen Mörder, wie Sand, Ravaillac, Clement? Ist er nicht vielmehr einer jener Verworfenen, die man für ihren Fanatismus bezahlt, und denen man noch ausser dem bedungenen Lohne Versicherungen von Protection und Sicherheit in den Kauf gibt? .... Wir wollen unsern Befürchtungen keine weitere Worte geben. Man hat heut zu Tage kein Recht mehr, selbst über die unerhörtesten Dinge zu erstaunen. Wir müssen es mitansehen, wie fluchwürdige Verbrecher vor den Augen von ganz Europa ihre Straflosigkeit zur Schau tragen, die wohl noch abscheulicher ist, als ihre Verbrechen, und eine schamlose Frechheit an den Tug legen, die noch entsetzlicher ist, als ihre Straflosigkeit.

Um übrigens seinen Gegenstand durchaus und

völlig zu erschöpfen, wird der künftige Geschichtschreiber des Herzogs von Berry noch eine andere, zwar demüthigende, aber nichtsdestoweniger unerläßliche Aufgabe zu erfüllen haben: ich meine die Vertheidigung dieses heldenmüthigen Prinzen gegen die perfiden Insinuationen und abscheulichen Verläumdungen, womit die den legitimen Thronen feindselig gesinnte Faction sein Andenken bereits anzuschwärzen sich bemüht. Zu andern Zeiten und unter anderen Umständen wäre ein solches Bemühen eine Beleidigung gegen den hohen Verstorbenen gewesen, dessen Herzensgüte, Tapferkeit und Freimüthigkeit sich nur mit den Tugenden des großen Heinrichs vergleichen lassen. Aber in unseren Tagen, wo eine königsmörderische Faction den verabscheuungswürdigsten Idolen huldigt, sind da die wahren Liberalen, die ächten Royalisten nicht verpflichtet und verbunden, jeden Tag, selbst den edelsten Ruhm, die unbefleckteste Ehre, den untadelhaftesten Ruf gegen die schamlosen Declamationen dieser wahnsinnigen Parthei zu vertheidigen? Haben wir nicht jeden Tag neue Beleidigungen zu rächen, die man sich gegen Männer, wie Pichegru oder Cathelineau, Moreau oder la Rochejacquelin erlaubt?

und bei jedem neuen Angriff, den man auf solche berühmte Männer macht, beginnen wir von neuem unsere traurige Vertheidigung, wenn wir auch nicht die Hoffnung hegen dürfen, daß uns eine Stimme voll edeln Unwillens unterbrechen und, wie jener alte Grieche, ausrufen werde: Wer wagt es noch zu beschimpfen den Alciden!

April 1820.

Vor nicht gar langer Zeit ist eine Sammlung von Briefen der Frau von Grafigny über Voltaire und Ferney erschienen. Dieses Werk hält bei weitem nicht das, was sein Titel verspricht. Voltaire's Name, an der Spitze irgend eines Buches, erweckt eine lebhafte und so gespannte Erwartung, daß diese nur schwer befriedigt werden kann. Man sollte glauben, Voltaire's Privatleben müßte dem Leser eine Menge ergötzlicher und interessanter Einzelnheiten darbieten, wenn nur der Charakter dieses ausserordentlichen Schriftstellers treu aufgefaßt und gezeichnet, und mit seiner ganzen originellen Beweglichkeit, mit allen seinen Ungleichheiten und rauhen Ecken wiedergegeben würde. Auch glaube

ich, daß der feine und zarte Pinsel einer Frau, mehr als jeder andere, dazu geeignet wäre, die Menge verschiedener Nüançen, aus denen die moralische Physiognomie eines universellen Menschen, wie Voltaire's, besteht, richtig aufzufassen; hauptsächlich dürfte dieß der Fall seyn in Bezug auf seine Verbindung mit der herrischen Marquise von Chatelet. Es müßte etwas Pikantes für eine Frau gehabt haben, und würde ihr wahrscheinlich leichter als einem Manne gelungen seyn, die Ursachen dieser bizarren Zuneigung auseinanderzusetzen und zu entwickeln, einer Zuneigung, welche einen Mann von Genie zum Sclaven einer geistreichen Frau machte, und so lange Zeit dem ewigen Hader und den ermüdenden Zänkereien Widerstand leistete, welche ganz unversehens und fast unausgesezt die Jähzornigkeit des Einen so wie den Stolz des Andern in Wallung brachten. Wäre die Sammlung von Voltaire's Briefen an „seine verehrungswürdige Emilie" nicht vernichtet worden, so könnten wir uns noch der Hoffnung überlassen, den Schlüssel zu diesem Räthsel aufzufinden; die Briefe der Frau von Grafigny geben uns hierüber durchaus keinen befriedigenden Aufschluß. Zu ihrer Ehre wollen

wir annehmen und behaupten, daß die Verfasserin der peruvianischen Briefe dieselben nicht mit der Absicht geschrieben habe, sie eines Tags drucken zu lassen. Dem Herausgeber kann man darum nicht viel Dank wissen, daß er das Manuscript aus dem Portefeuille des Herrn von Boufflers hervorgezogen hat. Frau von Grafigny hat keine Beobachtungsgabe, hauptsächlich wenn es sich von großen Männern handelt. Ihr Styl, der, gelinde ausgedrückt, geschmacklos ist, entleidet dem Leser das Interesse für ihren Gegenstand. Frau von Grafigny kam im Jahr 1738 nach Cirey, und theilte von hier aus ihrem Freunde Herrn Devaux, dem Vorleser des Königs Stanislaus von Polen, ihre Betrachtungen über die Bewohner dieses Schlosses mit. Herr Devaux, den sie in der Innigkeit ihrer Korrespondenz Pampan und manchmal mit verdoppelter Zärtlichkeit Pampichon nennt, erhält hier vertraute Mittheilungen über Voltaire und seine Marquise, welcher sie verschiedene Spottnamen gibt, von denen immer einer abgeschmackter ist, als der andere, z. B. Atys, dein Idol, Dorothee u. s. w. Sie übermacht ihm ferner ein detaillirtes, in einem albernen, geschraubten Styl abgefaßtes Tagebuch über

alle ihre Beschäftigungen. Hat sie den Sonnenaufgang gesehen? „Nein, sie war bei der Morgentoilette der Sonne," wie sich Frau v. Grafigny auszudrücken beliebt. Ein anderesmal beginnt sie ihre Epistel an Herrn Devaux mit den Worten: „Ich bin so artig (bien joli) dir zu schreiben ꝛc." Indessen würde man Unrecht haben, wenn man das Buch durchaus verwerfen wollte. Unter vielen Wiederholungen und Einzelnheiten, welche allerdings einen schlechten Geschmack verrathen, enthalten die Briefe der Frau v. Grafigny doch manche interessante, bisher unbekannte Thatsachen; und die hier zum ersten Male gedruckten Bruchstücke von Voltaire, die dem Werke zum Anhang dienen, verdienen schon an und für sich die Aufmerksamkeit des Lesers. Mehrere unter diesen fünfzig Episteln gewähren ein hohes Interesse, sie sind beinahe alle an ausgezeichnete Personen des vorigen Jahrhunderts gerichtet, wie z. B. an die Herzoginnen von Maine und Aiguillon, die Herzoge von Richelieu und von Praslin, den Kanzler d'Aguesseau, den Präsidenten Hénault u. a. m. Insbesondere bilden die Briefe an die Herzogin du Maine eine noch nie erschienene, wahrhaft ergötzliche und interessante

Korrespondenz. Ausserdem befindet sich in dieser Sammlung auch ein Brief an den Pabst Benedikt XIV., in italienischer Sprache, und unterzeichnet: il devotissimo Voltaire. Das kann nun heißen: „Euer Heiligkeit Andächtigster," oder: „Euer Heiligkeit Ergebenster; „vielleicht das Eine wie das Andere, oder, was das Wahrscheinlichste ist: Keines von beiden. Wer Citate aus dieser Korrespondenz wünscht, für den theilen wir hier ein in Form und Wendung gar niedliches Billet an den damaligen Minister Grafen von Choiseul mit. Man wird in diesen wenigen Worten die ganze Art dieses an neuen und pikanten Ideen immer reichen Mannes erkennen; es müßte in der That schwer seyn, auf eine originellere Weise den gezwungenen und ceremoniösen Formeln des Hoftones auszuweichen. Hier das Billet:

„Sie werden mich entschuldigen, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihnen das mitzutheilen, was mir kürzlich mit Herrn Makartney begegnet ist, einem bei all seiner Jugend doch schon sehr klugen und unterrichteten, dabei aber bescheidenen englischen Gentleman. Er ist sehr reich und ausserordentlich anspruchlos, wird aber bald seine Stimme im

Parlamente so laut ertönen lassen, als irgend ein anderer. Er machte mir streitig, daß Sie einiges Wohlwollen für mich hegten. Da wurde ich hitzig, ich rühmte mich Ihres hohen Schutzes; er hat mir geantwortet, wenn ich die Wahrheit sagte, so würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen zu schreiben. Ich habe ein heißes Blut: verzeihen sie daher, Monseigneur, dem Eifer, der Anhänglichkeit, dem tiefen Respekt des Alten vom Berge."

Man sieht, der „alte freie Schweizer" kann ein trefflicher Hofmann seyn. In dem größten Theil der übrigen Briefe wird man die sich mittheilende Heiterkeit, lebendiges, oft auch unbesonnenes Urtheil, die gewandte Schmeichelei, den bald sanften, bald beißenden Spott finden, woran man die unnachahmliche Weise des prosaischen Voltaires so leicht erkennt. Unter der geringen Anzahl von Gedichten, die unter den prosaischen Stücken vorkommen, ist folgendes, an die bekannte Mademoiselle Raucourt, noch nie gedruckt worden:

Raucourt tes talens enchanteurs
Chaque jour te font des conquêtes;
Tu fais soupirer tous les coeurs,
Tu fais tourner toutes les têtes.

Tu joins au prestige de l'art
Le charme heureux de la nature,
Et la victoire toujours sûre
Se range sous ton étendârd.
Es-tu Didon? es-tu Monime?
Avec toi nous versons des pleures,
Nous gémissons de tes malheurs,
Et du sort cruel qui t'opprime.
L'art d'attendrir et de charmer
A paré ta brillante aurore;
Mais ton coeur est fait pour aimer,
Et ton coeur ne dit rien encore.
Defends ce coeur de vains désirs
De richesse et de rénommée,
L'amour seule donne le plaisir,
Et le plaisir est d'être aimée,
Déjà l'amour brille en tes yeux,
Il naîtra bientôt dans ton ame;
Bientôt un mortel amoureux
Te fera partager sa flamme.
Heureux, trop heureux cet amant
Pour qui ton coeur deviendra tendre,
Si tu goûtes le sentiment
Comme tu sais si bien le rendre.

In der That ganz allerliebste Verse. Doch muß ich offen gestehen, daß ich wenig Sympathie für

diese Gattung von Poesie habe. Da lobe ich mir meinen Homer.

Ueber einen im Jahr 1820 erschienenen Dichter.

Mai 1820.

I.

Ihr werdet lachen, Ihr Leute von Welt, ihr werdet die Achseln zucken, Ihr Gelehrten, meine Zeitgenossen, denn ich sage es Euch unter uns, es gibt vielleicht keinen einzigen in Eurer Mitte, der einen richtigen Begriff hat von dem, was ein Dichter ist. Wird man ihn in Euern Pallästen finden? oder in Euern Studierstuben? Was vor allen Dingen das Gemüth eines Dichters anbelangt, ist es nicht, wie ein beredter Mund sich darüber ausdrückt, die erste Bedingung: „nie den Preis einer niedrigen Handlung, oder den Lohn einer Lüge berechnet zu haben.“ Dichter meines Jahrhunderts, findet sich ein solches Gemüth unter Euch? Findet sich in Euren Reihen der Mann, der das „os magna sonaturum“ besizt, den Mund, der die Kraft in sich

fühlt, nur Großes zu verkünden, die ferrea vox, die Stimme von Eisen? der Mann, der nie sich beugen wird vor den Launen eines Tyrannen, oder vor dem Geschrei einer wüthenden Parthei? Gleicht Ihr nicht im Gegentheile Alle den Saiten einer Leier, deren Ton mit dem Wetter sich ändert?

II.

Ich will offen und ohne Rückhalt sprechen: man wird unter Euch Freigelassene finden, bereit, der Zügellosigkeit das Wort zu reden, nachdem sie den Despotismus vergöttert haben; Ueberläufer, bereit, der Gewalt zu schmeicheln, nachdem sie die Anarchie besungen; — Unsinnige, die noch gestern unrechtmäßige Ketten geküßt haben, und nun heute, gleich der Schlange in der Fabel, ihre Zähne an dem Kappzaum der Gesetze abbrechen wollen, aber einen Dichter wird man vergebens unter Euch suchen. Denn für diejenigen, welche selbst den Titel nicht entehren, gibt es keinen wahren Dichter, ohne geraden Sinn, ohne reines Herz, ohne ein edles, erhabenes Gemüth. Ich sage Euch dieß, nicht in meinem Namen — denn ich bin nichts — nein, im Namen jedes denkenden, vernünftigen Wesens?

Sagt es selbst, wie übel müssen die Worte — ich wähle ein Beispiel aus dem Alterthum — wie übel müssen die Worte: „Dulce et decorum est pro patria mori;“ in dem Munde eines fliehenden Feiglings lauten! und so will ich es denn gestehen, ich habe bis jezt rings um mich her nach einem Dichter gesucht, aber keinen gefunden, und so bildete sich in meinem Innern ein Ideal, das ich gerne lebendig vor Euch hinstellen möchte, und wie der blinde Milton bin ich oft versucht, diese Sonne zu besingen, die mir zu schauen verwehrt ist.

III.

Eines Tags öffnete ich ein Buch, das erst ganz kurz erschienen war, ohne den Namen des Verfassers, mit dem einfachen Titel: „Poetische Meditationen.“ Das Buch war in Versen geschrieben.

Ich fand in diesen Versen einige Aehnlichkeit mit Andreas Chénier. Im Weiterlesen stellte ich unwillkürlich eine Vergleichung zwischem dem Verfasser dieses Buches und dem unglücklichen Dichter der „jungen Gefangenen“ an. Bei beiden dieselbe Originalität, dieselbe Frische der Ideen, derselbe Aufwand von neuen und wahren Bildern;

nur ist der Eine ernster in seinen Gemälden, und ich möchte sagen, mystischer; der Andere zeigt mehr Heiterkeit, mehr Anmuth, dabei aber auch weniger Geschmack und Feile. Beide begeistert die Liebe. Aber bei Chénier tritt dieses Gefühl stets in profanem Gewande auf; bei dem andern ist die irdische Leidenschaft fast immer durch die göttliche Liebe verklärt und gereinigt. Der Erstere bemüht sich, seiner Muse die einfachen und ernsten Formen der antiken Muße zu geben, während der Zweite, der oft in den erhabenen Styl der Patriarchen und Propheten verfällt, es nicht verschmäht, der träumerischen Muße Ossians zu lauschen, oder den fantastischen Göttinnen Klopstocks und Schillers zu huldigen. Fasse ich nun diese im Ganzen ziemlich unerheblichen Unterscheidungspunkte zusammen, so erscheint mir der Erste als ein Romantiker unter den Klassikern, der Zweite als ein Klassiker unter den Romantikern.

IV.

Da habt Ihr nun einmal Gedichte eines Dichters, Poesien, die wirklich Poesie sind!

Ich las dieses ausgezeichnete Buch von Anfang bis zu Ende, und troß der Nachlässigkeiten, troß der neuen Ausdrücke und Wendungen, troß der Wiederholungen und der Dunkelheit, die ich da und dort bemerkt, fühlte ich mich doch versucht, dem Verfasser zuzurufen: „Muth gefaßt, junger Mann! Du bist einer von denen, die Plato mit Ehren überhäufen und aus seiner Republik verbannen wollte. Auch Du hast zu gewarten, daß man Dich aus diesem Lande der Gesetzlosigkeit und Unwissenheit verbannt: nur wird Deiner Verbannung der Triumph fehlen, den Plato wenigstens dem Dichter zuerkennt, — die Palmen, die Fanfaren und die Blüthenkrone!"

Theater.

I.

Theatrealische Handlung nennt man den Kampf zweier sich feindlich entgegengesezter Kräfte. Je mehr diese Kräfte sich im Gleichgewicht erhalten, desto ungewisser wird der Ausgang des Kampfes, desto stärker der Wechsel von Furcht und Hoffnung, desto höher steigt das Interesse. Man darf jedoch

dieses Interesse, das aus der Handlung erwächst, nicht mit einem andern Interesse verwechseln, welches der Held einer jeden Tragödie einflößen soll, und welches in nichts anderem besteht, als in einem Gefühl von Schrecken, von Bewunderung, oder von Mitleiden. So könnte z. B. die Hauptperson eines Stücks Interesse erregen, weil ihr Charakter edel, ihre Lage rührend ist, und doch könnte dem Stücke selbst alles Interesse abgehen, weil es keinen Wechsel von Furcht und Hoffnung hervorbrächte. Wäre dem nicht so, so müßte eine Schreckensscene um so schöner seyn, je länger sie dauerte, und das erhabenste Sujet der Tragödie wäre der Graf Ugolino, wie er mit seinen Söhnen in jenem Thurme eingeschlossen dem Hungertode entgegenschmachtet; eine Scene, voll monotonen Schreckens, die nie Glück machen konnte, selbst in Teutschland nicht, dem Lande tiefer, angestrengter und beständiger Denker.

II.

Wann in einem dramatischen Werke die Ungewißheit der Ereignisse nicht mehr ihren Grund in der Ungewißheit der Charaktere hat, so ist es keine

Tragödie der Kraft, sondern eine Tragödie der Schwäche, es ist, wenn man so will, das Schauspiel des menschlichen Lebens; große Wirkungen neben kleinen Ursachen. Es sind Menschen. Aber auf den Brettern braucht man entweder Engel oder Riesen.

III.

Es gibt Dichter, denen es ein Leichtes ist, dramatische Triebfedern zu erfinden; aber es mangelt ihnen das Verständniß oder die Fähigkeit, dieselben in Bewegung zu setzen. Sie gleichen jenem griechischen Künstler, der nicht die Kraft hatte, den Bogen zu spannen, den er verfertigt hatte.

IV.

Die Liebe sollte auf dem Theater stets den vordersten Reigen führen, vor all den leeren Beweggründen, die gewöhnlich die Neigungen und Leidenschaften der Menschen bestimmen. Sie ist das Kleinlichste, was es auf Erden geben kann, sobald sie nicht mehr das Höchste ist. Man wird mir einwenden, dieser Hypothese zufolge dürfte sich der Cid nicht mit Don Gormas schlagen. Der Einwurf trifft

nicht. Cid kennt Ximéne, er will sich lieber ihren Zorn, als ihre Verachtung zuziehen, weil Verachtung der Tod der Liebe ist. Die Liebe wird in großen Seelen zu einer himmlischen Achtung.

V.

Wir glauben die Bemerkung machen zu müssen, daß die dramatische Entwicklung im Mahomet weit mangelhafter ist, als man insgemein glaubt. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man diese Tragödie nur mit dem Britannicus zu vergleichen. Die Situation in beiden Stücken ist beinahe dieselbe. In beiden Tragödien verliert ein Tyrann seine Geliebte in dem Augenblick, wo er ihres Besitzes ganz gewiß zu seyn glaubt. Das Stück von Racine läßt allerdings einen traurigen Eindruck im Gemüthe zurück, aber es mangelt ihm nicht das beruhigende Element, weil man fühlt, daß Britannicus gerächt, und Nero eben so unglücklich ist, als seine Schlachtopfer. Dagegen bleibt bei Voltaire das Herz, das nimmer sich täuscht, niedergeschlagen und zerknirscht; und in der That ist Mahomet durchaus nicht bestraft. Seine Liebe zu Palmira ist nichts als eine kleinliche Schwäche in seinem

Charakter, ein lächerliches Mittel in der Handlung. Wenn der Zuschauer sieht, wie dieser Mann über seine Größe nachdenkt in dem Augenblick, wo sich seine Geliebte vor seinen Augen erdolcht, dann muß man wohl fühlen, daß er sie nie geliebt, daß er sich, eh' zwei Stunden vorüber sind, über ihren Verlust getröstet haben wird.

Racine hat einen besseren Stoff gewählt als Voltaire. Für den tragischen Dichter gibt es einen tiefen und wesentlichen Unterschied zwischen dem römischen Kaiser und dem Kameeltreibers-Propheten. Nero kann verliebt seyn, Mahomed nicht. Nero ist ein Phallus, Mahomed ein Gehirn.

VI.

Es ist das Eigenthümliche gut gewählter Stoffe, daß sie ihren Schöpfer in der Höhe erhalten; Berenice ließ Racine nicht fallen; Lamotte konnte Ines nicht fallen machen.

VII.

Der Unterschied, welcher zwischen der teutschen und der französischen Tragödie besteht, kömmt daher, daß die teutschen Dichter eine ganz neue Schöpfung

beabsichtigten, während die Franzosen sich damit begnügten, die alten zu verbessern. Die meisten unserer Hauptwerke sind nur erst dann zu der Höhe gelangt, auf welcher wir sie gegenwärtig erblicken, nachdem sie zuvor von den ersten Männern mehrerer Jahrhunderte bearbeitet worden waren.

Die teutsche Tragödie ist nichts anderes, als die Tragödie der Griechen, versteht sich mit denjenigen Modificationen, welche die Verschiedenheit der Epochen mit sich bringen mußte. Die Griechen wollten gleichfalls die Pracht der Scenerie mit dem Spiel der Bühne in Einklang bringen; daher ihre Masken, ihre Chöre, ihre Kostüme. Aber da bei ihnen die Künste, welche mit allen Wissenschaften Hand in Hand gehen, sich in dem ersten Zustand der Kindheit befanden, so wurden sie bald wieder zu jener Einfachheit zurückgeführt, welche wir so sehr bewundern. Man lese in Servius nach, was auf dem Theater der Alten nöthig war, um eine Veränderung der Decoration zu bewirken.

Ganz umgekehrt bedienten sich die teutschen Dichter, die des Genusses aller neueren Erfindungen theilhaftig waren, eines jeden Mittels, das ihnen zu Gebot stand, um die Mängel und Fehler ihrer

Tragödien damit zu bedecken. Da sie nicht zum Herzen sprechen konnten, sprachen sie zu den Augen. Wohl ihnen, hätten sie sich dabei innerhalb angemessener Grenzen zu bewegen gewußt! Daher kommt es aber, daß die meisten teutschen oder englischen Stücke, welche man auf unsere Bühne versezt, hier weit weniger Effekt hervorbringen, als wenn man sie liest; man behält die Fehler, welche sich in Bezug auf Anordnung des Stücks und auf Haltung der Charaktere darin vorfinden, bei, und nimmt ihnen dagegen den theatrealischen Pomp, der zum Ersatz für jene Mängel dienen sollte.

Frau von Staël schreibt den Vorzug der französischen Tragödiendichter vor den teutschen noch einer andern Ursache zu; und ihre Bemerkung ist nicht ohne Grund. Die großen Männer Frankreichs waren unter einem und demselben Licht- und Brennpunkt vereinigt, während die bedeutenden Geister Teutschlands zerstreut waren, der eine da, der andere dort. Mit zwei Männern von Genie ist es, wie mit den zwei Flüssigkeiten auf der elektrischen Batterie; man muß sie in gegenseitige Berührung bringen, wenn sie Funken geben sollen.

VIII.

Man kann wahrnehmen, daß es zwei Arten von Tragödien gibt: die eine gründet sich auf Gefühle, die andere auf Ereignisse. Die erstere betrachtet die Menschen unter dem Gesichtspunkt der natürlichen zwischen denselben bestehenden Verhältnissen; die zweite dagegen unter dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Verhältnisse. Bei der einen erwächst das Interesse aus der Entwicklung einer jener erhabenen Neigungen, denen der Mensch als Mensch unterworfen ist, z. B. der Liebe, der Freundschaft, der elterlichen oder kindlichen Liebe, bei der anderen handelt es sich um einen politischen Willen, der sich entweder die Vertheidigung oder den Umsturz der bestehenden Einrichtungen zum Ziele gesezt hat. Im ersten Falle muß sich der Mensch augenscheinlich passiv verhalten, das heißt: er kann sich dem Einfluß der äusseren Objekte nicht entziehen: ein Eifersüchtiger z. B. muß eifersüchtig seyn, ein Vater muß für seinen Sohn Furcht haben; wie diese Eindrücke herbeigeführt werden, darauf kommt es wenig an, wenn sie Interesse erwecken; die Theilnahme des Zuschauers wird durch das Gefühl der Furcht oder des Verlangens stets rege

erhalten. Im zweiten Fall dagegen ist die Rolle eine wesentlich active, weil es hier ein unwandelbarer Wille ist, und der Wille nur durch Handlungen sich manifestiren kann. Man kann diese zwei Arten von Tragödien vergleichen, die eine mit einer Statue, welche aus Stein gehauen, die andere mit einer Statue, welche gegossen wird. Im ersten Fall ist der Stein vorhanden, daß er zur Statue wird, braucht es weiter nichts, als daß er einem äusseren Einfluß unterworfen wird; im zweiten Fall muß das Metall die innere Eigenschaft besitzen, das Modell, welches es ausfüllen soll, zu durchdringen. In dem Maße, als sich eine Tragödie mehr oder weniger diesen beiden Grundtypen nähert, desto mehr oder weniger gehört sie zu der einen oder andern Klasse. Der innere Organismus der Verstandes-Tragödien muß von starker Beschaffenheit seyn, wenn sie sich halten wollen; dagegen brauchen sich die Gefühlstragödien kaum an einen strengen Plan zu binden. Man vergleiche in dieser Beziehung Mahomet und den Cid.

IX.

Wir lesen heute, den 27. April 1819, folgende beachtungswerte Worte von C.:

„Eines überrascht mich an den Arbeiten dieser jungen Männer, welche sich gegenwärtig zu der Bühne drängen: sie sind noch gar leicht über ihre eigenen Leistungen zufrieden gestellt. Um nur so bald als möglich den Lorbeerkranz sich auf das Haupt setzen zu können, verlieren sie eine kostbare Zeit, die sie einem angestrengten Nachdenken weihen sollten. Sie machen Glück, aber ihre Nebenbuhler freuen sich über ihre Triumphe. Seyd wachsam! seyd wachsam! ihr junges Geschlecht! haltet Eure Kräfte zusammen; ihr werdet sie nöthig haben am Tage der Schlacht. Die schwachen Vögel nehmen ihren Flug in Einem Zug; die Adler flügeln, ehe sie sich auf ihren Fittigen in die Lüfte erheben."

Februar 1819.

Ich will nichts anderes, als was die ganze Welt will, was die ganze Welt verlangt: Gewalt für den König, und Garantien für das Volk.

Und in diesem Punkt unterscheide ich mich gar sehr von gewissen ehrlichen Leuten aus meiner

Bekanntschaft, welche sich ganz laut zu derselben Maxime bekennen, denen es aber, sobald es zu einer Anwendung kommen soll, an allem entschiedenen Willen gebricht, dieser will nur die eine, jener die andere Hälfte des obigen Grundsatzes; das heißt: der Eine will ein wenig Despotismus, der andere viel Freiheit. Es geht ihnen, wie meinem verstorbenen Groß-Oheim, der beständig den bekannten Lehrsatz der Salernitanischen Schule im Munde führte: „Wenig essen, aber oft!" der aber für den Hausbrauch nur die erste Hälfte des Satzes gelten ließ.

Februar 1819.

Ich fand dieser Tage bei Cicero folgende Stelle: „Der Redner muß bei jeder Rechtssache die Gründe für und wider auseinandersetzen; in omni causa duas contrarias orationes explicari; das paßt gerade für ein Jahrhundert, dachte ich, in welchem man zwei Arten von Gewissen entdeckt hat, ein Gewissen des Herzens und eines des Magens.

Was nun das Gewissen des Redners anbelangt, so muß er nach Cicero seyn ein „vir probus dicendi peritus." In Betreff seiner Sitten — was ich hier schreibe,

soll nichts als eine Art Unterweisung für die jungen Leute in unsern Gymnasien seyn — so weiß man, wie einfach die Sitten im Alterthum waren. Uebrigens haben wir durchaus keinen Grund zu der Annahme, daß es die Redner anders machten, als die Krieger. Nachdem Achilles und Patroklos die bittersten Thränen vergoßen, führte Achilles — wie dieß bei Homer und Madame Dacier ausführlich zu lesen ist *), die schöne Diomede, des weisen Phorba Tochter, in sein Zelt, und Protoklos überläßt sich dem süßen Schlummer in den Armen der jungen Iphis, einer Gefangenen von der Insel Scyros. Dabei fällt mir Petrarka ein, der, nach dem Verluste seiner Laura, in seinem siebenzigsten Jahre vor Schmerz stirbt, und einen Sohn und eine Tochter hinterläßt.

Was soll ich von Athen sagen, dieser Stadt der Urbanität und der Beredtsamkeit, wo die Väter ihre Söhne bei Aspasien in die Schule schickten? — Was hast du mit den hundert Thalern angefangen, welche dir die Ohrfeige eingetragen, die du gestern von Midias bei vollem Theater erhieltest?“ rief

---

*) Man vergleiche Homers Iliade, B. IX., v. 663—668.

Aeschines dem Demosthenes zu. „Wie, Ihr Männer von Athen, Ihr wollt die Stirne eines Mannes bekränzen, der sich freiwillig dem Schimpf und der Schmach aussezt, um einträgliche Anklagen gegen seine Mitbürger zu schmieden? Ich versichere Euch, das ist kein Kopf, was dieser Mensch auf den Schultern trägt, das ist ein Pachtgut!"

Und nun vollends der römische Ton, was soll ich von diesem sagen? Von den Komplimenten, welche sich die Scauruse und Catuluse, in Gegenwart der gesammten Kanaille von Rom, gegenseitig machten? Man hört mich nicht, ich bin Kassandra, rief Sextius. Da ich nicht gewiß bin, ob mein Buch nur männliche und nicht auch andere Leser finden wird, so sehe ich mich genöthigt, hier des Markus Antonius beißend Antwort zu unterdrücken. Aber bei dem Triumphzuge Cäsars, der ebenfalls ein Redner war, sangen seine eigenen Soldaten den Spott-Refrain: „Bürger, versteckt Eure Weiber!" Urbani, claudite uxores, moechum calvum adducimus!

Bei dieser Gelegenheit fühle ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich recht von Herzen bedaure, nicht im Alterthume geboren zu seyn, ich

gehe sogar mit dem Gedanken um, ein großes, dickes Buch gegen mein Jahrhundert zu schreiben. Im Vorbeigehen gesagt, mein Herr, mein Buchhändler läßt Sie bitten, gütigst einige kleine Subscriptionen auf dieses Werk zu unterzeichnen.

Und fürwahr, es mußte eine schöne Zeit gewesen seyn, wo man das Volk, wenn es Hunger hatte, mit einer langen platten Fabel abspeiste O tempora! o mores! rufen ihrer Seits unsre Pfarrer aus.

Ja, es müssen schöne Zeiten gewesen seyn, mein Herr, wenn einer nur nicht einäugig war oder buckelig, oder hinkend, oder krummbeinig, oder blind.

Ferner, wenn man nur nicht allzu schwach, noch allzu mächtig, oder allzu schlecht, noch allzu gut war.

Und hauptsächlich, was allerdings einige übertriebene Strenge verräth, wenn man nur die Vorsicht gebrauchte, sein Haus nicht auf eine Anhöhe zu bauen.

Dann, wenn Alles dieß der Fall war, und man anders nicht durch den Aussatz oder die Pest hinweggerafft wurde, dann konnte man mit Fug und

Recht erwarten, ruhig in seinem Bette zu sterben, was übrigens in der That durchaus kein Heldentod ist.

Fühlte man vollends ein wenig Anlage zu einem großen Manne in sich — wie z. B. Sie, mein Herr, oder ich — das heißt: spürte man den edlen Drang in sich, seinem Vaterlande durch irgend eine tapfere Handlung oder eine ausserordentliche Erfindung nützlich zu werden — ein Drang, der, wie jedermänniglich bekannt ist, durchaus zu nichts verbindet — dann, mein Herr, gab es nichts auf der Welt, worauf ein solcher ehrlicher Bürger nicht Anspruch machen konnte; sogar der Tod durch Henkershand konnte ihm zu Theil werden, wie dem Athenienser Phocion, oder ward ihm die Ehre zu Theil, wie dieß der Fall war bei Duilius, dem Ueberwinder der Karthagischen Flotte, daß er unter Vorgang eines Flötenbläsers und zweier Laternenträger durch die Stadt nach seiner Wohnung geleitet wurde, ungefähr, wie in unsern Tagen, der gelehrte Esel.

April 1819.

Nach meinem Dafürhalten dürften sich aus einer Vergleichung zwischen Lesage und Walter Scott, diesen beiden Koryphäen des Romans, nützliche Betrachtungen ergeben, Lesage ist, wie ich glaube, geistreicher, Walter Scott origineller; der eine weiß auf das Vortrefflichste das Leben und die Begebenheiten eines einzelnen Menschen zu erzählen; der Andere zeichnet mit der Geschichte eines Individuums zugleich ein ganzes Volk, eine ganze Zeitepoche; der erste macht sich über Zeit, Ort und Sitten lustig, und zeichnet dieselben auf das Treueste; der zweite verdankt dieser Treue, an die auch er sich mit gewissenhafter Strenge hält, den magischen Schimmer, der über seine Gemälde ausgebreitet ist. Bei beiden sind die Charaktere mit Kunst gezeichnet; aber bei Walter Scott scheinen sie besser gehalten, weil sie hervorragender sind und mehr Frische und Natürlichkeit haben. Lesage opfert häufig das Gewissen seiner Helden dem Komischen einer Intrigue auf; während Walter Scott seinen Helden einen strengeren Charakter verleiht; ihre Grundsätze, sogar ihre Vorurtheile, haben etwas Edles, was zumal daraus hervorgeht, daß sie sich nie vor den Ereignissen

beugen. Man erstaunt nach Durchlesung eines Romans von Lesage über die verschwenderische Abwechslung, die durch den ganzen Plan des Werkes hindurchgeht; noch mehr aber erstaunt man beim Schlusse eines Walter Scott'schen Romans über die Einfachheit des Entwurfs; dieß kommt daher, daß der Erstere seine Imagination auf die Begebenheiten an und für sich, der zweite auf die Einzelnheiten derselben verwendet. Der eine malt das Leben, der andere das Herz. Die Lektüre von Lesage's Werken verschafft in gewisser Beziehung Kenntniß des Schicksals; Walter Scott dagegen lehrt Menschenkenntniß.

„Einen trefflicheren, aber auch wunderlicheren „Menschen gab es unter dem lateinischen Volke „nicht. Er hatte eine eigene Sammlung von Socken „angelegt, und wenn wir ihm in der Hitze des „Streites irgend eine Behauptung streitig machten, „rief er seinem Diener zu: — „Hem, hem, hem, „Dave, bring mir den Socken der Mäßigkeit, den „Socken der Gerechtigkeit, den Socken des Plato, „oder den des Aristoteles, je nach den Materien,

„die gerade Gegenstand der Besprechung waren. „Hundert Dinge dieser Art machten mich immer „von ganzem Herzen lachen, und noch heutigen „Tages geht es mir so, wie wenn ich bei ihm „wäre." — Die gelehrten Socken des Giraldo Giraldi verdienen gewiß ebenso gefeiert zu seyn, als Kants Perrücke, welche bei dem Tode des Philosophen um 30,000 Gulden verkauft wurde, und für welche man auf der lezten Leipziger Messe nicht mehr als 1200 Thaler bezahlte; ein triftiger Beweis, nach meiner Ansicht, daß der Enthusiasmus für Kant und seine Ideologie im Sinken begriffen ist. Man könnte diese Perrücke in ihrem Preiß-Wechsel als einen Thermometer für das Sinken oder Steigen des kantischen Systems betrachten.

April 1820.

Das literarische Jahr kündigt sich höchst mittelmäßig an. Kein interessantes Buch, kein kräftiges Wort; nichts Belehrendes, nichts Aufregendes. Es wäre denn doch einmal Zeit, daß einer aus dem großen Haufen hervorträte und spräche: „Seht mich, hier bin ich!" Es wäre Zeit, daß ein tüchtiges

Buch, ein vollendetes Lehrsystem erschiene, ein Homer oder ein Aristoteles. Die Müßiggänger hätten dann wenigstens Veranlassung darüber zu zu streiten; dieß würde sie abschleifen.

Aber was soll die Literatur des Jahrganges von 1820 bedeuten? Sie ist noch trivialer, als die von 1810, und um so unverzeihlicher, da kein Napoleon mehr vorhanden ist, der die ausgezeichneten Geister für sich verwendete, um sie zu Generalen zu machen. Wer weiß es? Ney, Murat, Davoust wären vielleicht große Dichter geworden. Sie schlugen sich, wie man schreiben sollte.

Elende Misere unserer Zeit! Viel Versgeklinger, aber keine Poesie, Vaudevilles die Fülle, aber kein Theater. Talma — das ist das Einzige, was wir haben.

Ein Molière wäre mir lieber.

Man verspricht uns einen neuen Roman von Walter Scott, das Kloster. Er thut wohl daran, daß er sich sputet, denn unsere Scribler scheinen von einer wahren Wuth besessen zu seyn, schlechte Romane zu liefern. Es liegt da ein ganzer Ballen von solchen Machwerken vor mir; ich werde mich jedoch wohl hüten, ihn zu öffnen; denn ich bin

nicht gewiß, ob ich nur das darin finden würde, um was jener Hund bei Rabelais, der an einem Bein nagte, bat: „nichts, als ein klein wenig Mark."

Das literarische Jahr ist mittelmäßig; das politische hat unter blutigen Wahrzeichen begonnen. Der Herzog von Berry ist in der Oper erdolcht worden. Ueberall nichts als Revolutionen.

Die Ermordung des Herzogs von Berry ist eine Tragödie. Auch an einer Parodie dazu fehlt es nicht.

Es hat sich in diesen Tagen aus Veranlassung des Herrn Decazes ein großer politischer Streit entsponnen. Herr Donnadieu ist gegen Herrn Decazes aufgestanden; Herr d'Argout gegen Herrn Donnadieu, und Herr Clausel de Coussergues gegen Herrn d'Argout.

Wird sich am Ende auch Herr Decazes noch darein mischen? Alle diese Kämpfe erinnern uns an jene alten Zeiten, wo tapfere Ritter irgend einen treulosen Riesen vor seinem Schlosse zum Kampfe herausforderten. Beim Schalle des Horns erschien ein Zwerg. So haben auch wir der Zwerge

schon mehrere erscheinen gesehen; noch immer aber warten wir auf den Riesen.

Das politische Ereigniß des Jahres 1820 ist die Ermordung des Herzogs von Berry, das literarische Ereigniß irgend ein Vaudeville. Das Mißverhältniß ist doch allzu stark. Wann wird einmal dieses Jahrhundert eine Literatur erhalten, die sich auf gleichem Niveau mit der socialen Bewegung hält? wann wird es Dichter erhalten, die so groß sind, als seine Ereignisse?

Ohne Zweifel ist die innigste Ueberzeugung von meiner Unwissenheit daran Schuld, daß mich immer ein Zittern überfällt, so oft ich mich einem gelehrten Haupte nähere, daß ich mich in ehrerbietiger Entfernung halte beim Anblick eines gelehrten Buches. Als es mir in den Sinn kam, den Kritiker zu machen, verstand ich immer so viel vom Lateinischen, um zu wissen, was unter dem „genus irritabile“ zu verstehen sey, und hatte Geist und Erfahrung genug, um zu begreifen, wie dieses Prädikat auf die Gelehrten wenigstens ebenso gut passe, als auf die Dichter. Da ich nun keinen

Ausweg und mich genöthigt sah, mein kritisches Talent bei einer oder der anderen dieser beiden das genus irritabile ausmachenden Klassen auszuüben, so gelobte ich mir, meine Jurisdiction immer nur auf die Leztere zu beschränken, weil diese in der That die einzige ist, welche die Abgeschmacktheit oder die Unwissenheit eines Kritikers nicht zu beweisen vermag. Ihr könnt einem Dichter Alles sagen, was Euch in den Kopf kommt. Ihr könnt das schlimmste Urtheil über ihn fällen, Ihr könnt ihm sogar Fehler andichten, die er gar nicht hat. Wird er böse, so braucht Ihr nur den Aristoteles zu citiren, den Quintilian, den Longinius, Horatius, Boileau. Haben ihn alle diese große Namen noch nicht eingeschüchtert, dann appellirt an den Geschmack. Was wird er jezt noch zu antworten wissen? Der Geschmack gleicht jenen alten ländlichen Gottheiten, denen man um so größere Ehrfurcht zollte, je weniger man wußte, wo sie zu finden wären, oder unter welcher Form man sie verehren sollte. Ein ganz anderer Fall aber ist es mit den Gelehrten. „Das sind Leute," wie Laclos sagte, „welche handgreifliche Schläge austheilen," und es ist eine höchst unangenehme Geschichte für

einen ehrwürdigen Journalisten, der in der Regel von einem Gelehrten nichts an sich hat, als die Pedanterie, wenn er von irgend einem aufgebrachten Gelehrten die Ruthenstreiche zurückbekommt, die er ihm unbesonnener Weise zugedacht hatte. Man nehme noch hinzu, daß es in der Welt nichts Fürchterlicheres geben kann, als den Zorn eines Gelehrten, der auf seinem Lieblings-Terrain angegriffen wird. Diese Gattung von Menschen schimpft immer in Folio; es ist, als ob die Sprache nicht genug derbe Ausdrücke für sie hätte, um ihren Unwillen damit auszudrücken. So erzählt Visdelou, jener platonische Liebhaber der Lexicologie, in seinen Supplementen zu der orientalischen Bibliothek, daß die chinesische Kaiserin Un-Heu mehrere Verbrechen begangen habe; so habe sie ihren Gemahl, ihren Bruder, ihre Kinder ermordet; das allerärgste aber, was sie beging, und was unser Berichterstatter ein unerhörtes Attentat nennt, war das, daß sie, allen Gesetzen der Grammatik zum Hohn, den Befehl ergehen ließ, man solle sie Kaiser und nicht mehr Kaiserin nennen.

Jedermann hat schon von Jean Alary gehört, dem Erfinder des philosophischen Steins der Wissenschaften; für den Maler, der es unternehmen wollte, eine Zeichnung dieses berühmten Mannes zu entwerfen, folgen hier einige Details über denselben: „Alary trug sogar, während er sich bei Hof aufhielt, einen langen, dichten Bart, einen hohen, viereckigen Hut, von einer Form, die der damaligen Zeit gar nicht angehörte, und einen langen doppelten Mantel von langharigem Plüsch, der ihm bis über die Knöchel herunterfiel, und den er öfters während der größten Sommerhitze trug. Diese Tracht unterschied ihn von anderen Leuten, und machte ihn unter dem Volke bekannt, das ihn ganz laut den kothigen Philosophen schimpfte, worüber sich jedoch, wie Colletet bemerkt, seine Bescheidenheit nie beleidigt fühlte."

Colletet nannte Alary den kothigen Philosophen, Boileau dagegen nannte Colletet den kothigen Poeten. Man sieht daraus, daß dazumal Geist und Wissen, diese heut zu Tag so gefürchteten Dämonen, sehr arme Teufel waren. Was in unseren Zeiten den Dichter und den Philosophen

besudelt, ist nicht die Armuth, sondern die Verkäuflichkeit, nicht der Schmutz, sondern der Morast.

Eine gewisse Leichtigkeit in dem, was man herkömmlicher Weise den Briefstyl nennt, betrachtet man gegenwärtig in Frankreich, und zwar mit vollem Rechte, als ein nothwendiges Compliment einer anständigen Erziehung. In der That läßt sich das Genre, dem man diesen Namen gibt — wenn es anders wirklich ein Genre genannt werden kann — in der Literatur mit jenen Allmanden vergleichen, zu deren Anbau Jedermann berechtigt ist. Dieß rührt daher, daß das Brief-Genre mehr von der Natur als von der Kunst abhängt. Die Productionen dieser Gattung, mögen sie nun eine Form haben, welche sie wollen, gleichen den Blumen, welche von selbst wachsen, während alle anderen Leistungen des menschlichen Geistes mit Gebäuden verglichen werden können, welche vom Grund bis zum Giebel nach allgemeinen Gesetzen und besonderen Combinationen aufgeführt werden müssen. Die meisten Brief-Schriftsteller wußten es selbst nicht, daß sie Schriftsteller waren; sie verfertigten ihre Werke,

wie der so oft schon angeführte Herr Jourdain, welcher Prosa schrieb, ohne es zu wissen. Sie schrieben keineswegs, um zu schreiben; sondern weil sie Verwandte und Freunde hatten, sie thaten es in Geschäften oder aus Zuneigung. Bei ihrer Korrespondenz waren sie durchaus nicht von dem Drang nach Unsterblichkeit eingenommen; sondern ganz bürgerlich waren es die materiellen Sorgen des Lebens, welche sie dabei im Auge hatten. Ihr Styl ist einfach, wie jede Vertraulichkeit, und diese Einfachheit ist es, die ihren Werken einen eigenen Reitz verleiht. Wir sind der Meinung, daß es eine unmögliche Sache ist, die wesentlichen Elemente des Briefstyls zu bestimmen und auseinander zu setzen; die anderen Arten von Schriftstellerei, haben gewisse Regeln; diese hat bloß Geheimnisse.

Satyriker und Moralisten.

Wer, gestachelt von dem edlen Dämon der Satyre, sich es zur Aufgabe macht, seinem Jahrhundert harte Wahrheiten zu sagen, der sollte, um desto siegreicher das Laster niederzuschmettern, frei und offen den Lasterhaften angreifen; um ihn recht

zu brandmarken, sollte er ihn nennen; dieses Recht aber kann er nur dann in Anspruch nehmen, wenn er sich ebenfalls nennt. Schon dadurch versichert er sich in gewisser Hinsicht des Sieges; denn je mächtiger sein Feind ist, desto glänzender zeigt sich sein Muth, und immer muß die Macht vor dem Muthe weichen. Ausserdem will die Wahrheit laut und offen ausgesprochen seyn, und eine anonyme Médisance ist vielleicht niederträchtiger, als eine Verläumdung, deren Urheber seinen Namen nennt. Ein Anderes ist es mit dem friedlichen Moralisten, der sich nur darum in das laute Gewühl der Gesellschaft mischt, um in der Stille die Lächerlichkeiten und Verirrungen derselben zum Vortheile der gesammten Menschheit zu beobachten. Prüft er auch das Thun und Lassen der Individuen im Besondern, so bezieht sich doch seine Kritik nur auf die Gattung im Allgemeinen. Seine Wissenschaft ist also durchaus unschädlich, weil er die ganze Welt zu heilen sucht, ohne den Einzelnen zu verletzen. Um jedoch seines heilsamen Amtes mit Nutzen zu warten, muß es seine erste und hauptsächlichste Vorsichtsmaßregel bleiben, sein Incognito streng zu wahren. Mögen wir eine noch so gute

Meinung von uns selbst haben, immer lebt ein gewisses Gefühl in uns, vermöge dessen wir das Verfahren eines Jeden, der unsern Charakter zu erforschen sucht, als ein feindseliges betrachten. Es ist dieß das Gefühl unserer Schwäche, die wir so viel als möglich verborgen wissen möchten. Wenn wir nun durch die Umstände genöthigt sind, mit einem Menschen zu leben, den wir als einen überlästigen Aufpasser betrachten, dann werden wir unsre Handlungen in den Schleier der Heuchelei kleiden, und alle seine Mühe ist verloren. Können wir ihm aber aus dem Wege gehen, so werden wir ihn als eine mürrische überlästige Person ausschreien, und Jedermann von dem Umgang mit ihm zurückscheuchen. Der philosophische Beobachter kann, nach Art der alten Mimen, seine Rolle nur dann ausfüllen, wann er eine Maske trägt. Wir würden den ungeschickten Tölpel nicht sehr freundlich empfangen, der mit der Thür ins Haus fiele und also begänne: Ich bin hier, um eure Fehler aufzuzeichnen und eure Laster zu studieren. Er muß, wie Horaz sagt, Heu auf die Hörner stecken, sonst werden wir insgesammt ein Zetergeschrei erheben. Und wer das Feld des Lächerlichen,

das einen so ungeheuren Raum in Frankreich einnimmt, für seine psychologischen Studien benützen und bearbeiten will, der muß sich in der Gesellschaft verstecken, nicht offen zeigen; er muß alles bemerken, ohne selbst bemerkt zu werden, und darf nie das Wort Mahomets vergessen:

„Mein Reich ist aus, wenn man den Menschen kennt.“

Man darf Voltaire nicht nach seinen Komödien, Boileau nicht nach seinen Pindarischen Oden, oder Rousseau nach seinen närrischen Allegorien beurtheilen. Die Kritik soll sich nicht boshafter Weise an die Schwächen machen, welche sich oft bei den ausgezeichnetsten Talenten vorfinden, eben so wenig als die Geschichte die Schwachheiten mißbrauchen darf, welche wir fast bei allen großen Karakteren bemerken können. Louis XIV. würde sich für entehrt gehalten haben, hätte ihn sein Kammerdiener ohne Perrücke erblickt; Turenne zitterte wie ein Kind, wenn er sich allein im Dunkeln befand; und von Cäsar weiß man, daß er sich vor dem Umfallen fürchtete, als er seinen Triumphwagen bestieg.

Im Jahr 1676 war Corneille, der Mann, den die Jahrhunderte nicht vergessen werden, von seinen Zeitgenossen vergessen, bis Ludwig XIV. zu Versailles mehrere seiner Tragödien aufführen ließ. Diese Erinnerung des Königs erweckte die Gefühle des großen Mannes zu dankbarer Anerkennung, noch einmal schlug Corneilles Ader frisch und lebendig empor, und der lezte Freudenschrei des Greisen war vielleicht einer der schönsten Gesänge des Dichters:

So ist es wahr, und stolz darf ich es künden:
Du hast, o Fürst, zum Leben mich geweckt:
Aus vierzigjährigem Todesschlummer steigen
Hellas und Latiums Helden nun hervor,
Und nimmer schließt sich ihnen Thalias Heiligthum.
Der Glücksstern meiner jungen Nebenbuhler.
Verdunkelt nimmer meiner Muse Glanz.

. . . .

. . . .

So hat der hundertjährige Sophokles
Athen entzückt, so heiß noch sprudelte
Das Blut in des erhabenenen Greisen Adern,
Als in dem heil'gen Haine Oedipus
All' seiner Richter Stimmen ihm gewann.

Diese Verse haben immer einen tiefen, rührenden Eindruck auf mich gemacht. Corneille, der von der Mißgunst verfolgte, von der Gleichgültigkeit

verachtete Corneille, läßt darin die ganze stolze Schwermuth seiner erhabenen Seele durchschimmern. Er war sich seiner Kraft bewußt, und nichts mußte ihm bitterer seyn, als sich verkannt zu sehen. Diesem männlichen Geiste hatte die Natur in einem hohen Grade das Gefühl seiner eigenen Würde verliehen. Man kann übrigens selbst urtheilen, wie sehr die ewigen Angriffe seiner Zoilusse auf seine Ideen influenziren mußten, wenn man bedenkt, daß sie ihn dazu brachten, mit einem gewissen Gefühl von Ueberzeugung die schweren Worte auszusprechen:

> Sed neque Godoeis accedat Musa tropoeis
> Nec Capellanum fas mihi velle sequi.

Verse ähnlichen Inhalts, die Corneille in vollem Ernste niedergeschrieben hat, sind ein bitteres Epigramm gegen sein Jahrhundert.

Ueber André de Chenièr.

1819.

Ein wahrhaft poetisches Werk ist so eben erschienen. Und obschon der Verfasser nicht mehr

unter den Lebendigen weilt, so regnet es doch mit Kritiken. Mit wenigen Werken sind die sogenannten Kenner roher verfahren, als mit diesem Buche. Es handelt sich nicht darum einen Lebenden zu martern, einen jungen Mann zu entmuthigen, ein aufkeimendes Talent zu ersticken, eine Zukunft zu morden, eine Morgenröthe zu trüben. Nein, diesesmal sprizt die Kritik unerhörter Weise ihren Geifer auf einen Sarg! Warum? Mit zwei Worten läßt sich diese Frage beantworten. Der Dichter ist gestorben, es ist wahr, aber in ihm lebt eine neue Poesie auf. Das Grab des Dichters kann der Wiege seiner Dichtung keine Schonung verschaffen.

Was uns betrifft, so überlassen wir gerne Anderen den traurigen Muth, über diesen jungen, in der vollen Blüthe seiner Kraft hinweggerafften Löwen zu triumphiren. Man schmähe diesen incorrecten, zuweilen barbarischen Styl, den vagen und unzusammenhängenden Ideengang, die übersprudelnde Einbildungskraft, die ungestümen Träume eines erwachenden Talentes; man ziehe los gegen diese Manier, einen Satz zu verstümmeln, und, so zu sagen, auf griechische Art zuzuschneiden, gegen die Anwendung von Worten aus alten Sprachen in ihrer

ganzen ursprünglichen Bedeutung; gegen alle seine wunderlichen Einfälle rc. In jedem dieser, dem Dichter zur Last fallenden Fehler liegt vielleicht ein Keim zur Vervollkommnung der Dichtkunst. Auf jeden Fall sind diese Fehler durchaus nicht gefährlich, und hier handelt es sich darum, einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der nie seines Ruhmes sich erfreut hat. Wer wird es noch wagen, seine Unvollkommenheiten und Mängel ihm vorzuwerfen, wenn er weiß, daß das Beil der Revolution noch ganz blutig auf seinen unvollendeten Arbeiten liegt?

Wenn man überdieß bedenkt, wer derjenige war, dessen Erbschaft wir jezt an uns nehmen, so wird nicht leicht ein Lächeln um unsern Mund spielen können.

Wir erblicken vor uns einen jungen Mann, voll Edelsinns und Bescheidenheit, für alle sanften Regungen des Herzens offen und empfänglich, einen Freund des Wissens, einen begeisterten Bewunderer der Natur. Und zu derselben Zeit bricht die Revolution herein, die Wiedergeburt der alten Zeit wird proclamirt. Chénier sollte getäuscht werden, und er ward es. Und wer von uns, Ihr junges

Geschlecht, hätte sich nicht ebenfalls täuschen lassen? Er folgte dem Fantome, er ergreift die Sache jenes Volkes, das im Zustande einer wahnsinnigen Trunkenheit am Rande von Abgründen hinwandelt. Erst, als es zu spät war, öffnete man die Augen: die Verirrten schauten zurück; da war es aber nicht mehr Zeit zurückzutreten, es blieb nichts mehr übrig, als mit Ehren zu sterben. Glücklicher, als sein Bruder, zeugte Chénier auf dem Schaffot gegen sein Jahrhundert.

Er hatte sich zur Vertheidigung Louis XVI. angeboten, und als die Seele des königlichen Märtyrers zum Himmel emporgestiegen war, verfaßte er jenes Schreiben, die lezte Berufung an das Volk, das aber kein Gehör fand in dem Gewissen der Henker.

Dieser Mann, so würdig unsrer innigsten Sympathie, hatte nicht die Zeit, um sich zu einem vollkommenen Dichter heranzubilden; aber wenn wir die Bruchstücke durchlaufen, die er uns hinterlassen hat, so stoßen wir auf einzelne Parthieen, die alle Mängel vergessen lassen. Wir wollen Einiges hievon herausheben. Zuerst das Gemälde von Theseus, der den Centauren umbringt.

Schon macht er sich bereit des Helden Haupt zu spalten:
Doch schnell gewahrt's des Aegeus tapfrer Sohn,
Rasch stürzt er zum Altar, ergreift ein brennend Scheit,
Furchtbar und wild ertönt sein Kampfesruf,
Kühn schwingt er sich dem Ungeheuer auf den Rücken,
Gewaltig packt er es am mähnenart'gen Haare,
Er reißt zurück sein Haupt und wie zum Schmerzgeschrei
Des Ungeheuers Rachen sich gewaltsam öffnet,
Stößt Flammenbrand und Tod er in den offnen Schlund *).

Diese Stelle liefert einen Beweis von dem, was die Originalität der alten Dichter ausmacht, Einfachheit und Natürlichkeit bei Größe und Erhabenheit. Ausserdem ist die Handlung lebendig; alle

---

*) Die Worte des Originals lauten folgendermaßen:

Il va fendre sa tête;
Sondain le fils d'Égée, invicible sanglant,
L'apercoit á l'autel prend un chene brûlant,
Sur sa croupe indomptée, avec un cri terrible,
S'élance, va saisir sa chevelure horrible,
L'entraine et quand sa bouche cuverte avec effort
Crie, il y plonge ensemble et la flamme et la mort.

Nebenumstände sind mit Glück benützt, die Epitheta sind malerisch. Was fehlt dieser Stelle noch? Etwa ein eleganter Zuschnitt? Offen gestanden, so ziehen wir eine solche „Barbarei" jenen Versen vor, die kein anderes Verdienst haben, als eine untadelhafte Mittelmäßigkeit.

Ovid beschreibt eine ähnliche Scene mit folgenden Worten:

> Nec dicere Rhoetus
> Plura sinit, rutilasque ferox per aperta loquentis
> Condidit ora viri, perque os in pectore flammas.

Hieraus kann man sehen, wie Chénier nachahmte. Er thut es als Meister. Er selbst sagt von den sklavischen Nachahmern:

> Es kömmt die Nacht, der Körper bleibt, der Schatten flieht *).

Man lese auch noch die Verse über die Apotheose des Herkules:

> Er steigt hinauf, zu seinen Füßen liegt
> Des Helden Ehrenkleid, das zott'ge Löwenvließ;
> Gen Himmel schaut das Aug', die Hand ruht auf der Keule;

---

*) Im Origial:
La nuit vient, le corps reste et son ombre j'enfuit.

So wartet er des Lohns, im Götterrath zu sitzen.
Es bläst der Wind und heult, der Holzstoß leuchtet
Rings um den Helden, und die rasche Flamme
Trägt zum Olymp empor die Seele des Alciden *).

Wir geben diesem Gemälde den Vorzug vor dem des Ovidius, der den Hercules auf dem Scheiterhaufen liegend darstellt, mit einem so ruhigen Gesicht, als läge er auf einem festlich geschmückten Ruhebette. Wir wollen nur noch bemerken, daß die Vorstellung des Ovids heidnisch, die des André Chénier christlich ist.

Chénier's Idyllen sind die am wenigsten ausgearbeiteten Partieen in seinen Werken, und doch sind uns wenige Gedichte in französischer Sprache bekannt, deren Lektüre anziehender wäre; dieß rührt von der Wahrheit der Einzelnheiten, von dem

---

*) Im Original:

Il monte, sous ses pieds
Etend du vieux lion la déponille héroique,
Et l'onil au ciel la main sur la massne antique,
Attend sa récompense et l'heure d'être un dieu.
Le vent souffle et mugit, le bûcher tort in fere
Brille autour du héros et la flamme rapide
Porte aux palais divine l'âme du grand Alcide.

Reichthum der Bilder her, welche die Poesie des Alterthums so besonders charakterisiren. Man hat schon die Behauptung aufgestellt, eine Ekloge von Virgil könnte Stoff für eine ganze Gemäldegalerie darbieten.

Aber vor Allem zeigt sich Cheniers Talent am glänzendsten in der Elegie. Hier ist er durchaus Original, hier läßt er alle seine Nebenbuhler weit hinter sich. Vielleicht führt uns unser vertrauter Umgang mit dem Alterthum zu weit; vielleicht haben wir mit zu viel Wohlgefallen die ersten Versuche eines unglücklichen Dichters gelesen; indessen wagen wir es zu glauben, und nehmen durchaus keinen Anstand, es offen zu sagen, daß André de Chénier, trotz seiner Fehler, bei uns stets als Vater und Meister der wahren Elegie gelten wird. Hier fühlt man sich von tiefem Schmerz ergriffen, wenn man sieht, wie dieß junge Talent ganz selbstständig, und mit reißend schnellen Schritten einer hohen Vollkommenheit entgegenging. An der Brust des Alterthums genährt und auferzogen, mangelte ihm nichts, als eine vertraute Bekanntschaft seiner Muttersprache; ausserdem fehlte es ihm weder an Urtheilskraft noch an Belesenheit, am wenigsten an

jenem Geschmack, den man den Instinkt des wahren Schönen nennen könnte. So sieht man denn auch, wie an die Stelle seiner Fehler bald kühne, erhabene Schönheiten treten, und wenn er auch noch zuweilen die Fesseln der Grammatik abwirft, so geschieht dieß nur nach Lafontaines Art, um seinem Styl mehr Bewegung, Grazie und Energie zu geben.

An einen Uebersetzer Homer's.

Große Dichter gleichen hohen Gebirgen; sie haben viele Echos. Ihre Gesänge wiederhallen in allen Sprachen: denn ihr Name lebt in Aller Munde. Mehr als irgend ein Anderer, hat Homer seinem unermeßlichen Rufe das Glück oder das Unglück zu verdanken, eine ganze Menge von Dollmetschern gefunden zu haben. Unter allen Völkern haben unwissende Abschreiber und geschmacklose Uebersetzer sich erfrecht, die Gesänge dieses Dichter-Heroen zu entstellen; und von Accius Labeo an, der ausrief:

„Crudum manduces Priamum Priamique puellos.
Roh nur koste den Priamos du, und des Priamos

Söhne“ bis auf den köstlichen Zeitgenossen Marot's, der den Sänger des Peliden sagen läßt:

Lors, face à face, onvit ces deux grands durs
Pitensement sur la terre itendus;

seit den Zeiten des Gramatikers Zoilus bis auf unsere Tage herab, haben es eine Anzahl von Pygmäen versucht, die Keule des Herkules zu lüpfen.

Folgen Sie mir, mein Herr, mischen Sie sich nicht unter diese Zwerge. Noch liegt Ihre Uebersetzung im Schreibpulte; Sie können von Glück sagen, daß Sie noch Zeit haben, dieselbe zu verbrennen.

Eine Uebersetzung Homer's in französischen Versen! Es ist etwas ganz Unnatürliches, Unhaltbares, mein Herr. Ich kann es Ihnen nicht bergen, der Gedanke an Ihre Uebersetzung hat etwas Empörendes für mich.

Fürwahr ich werde sie nicht lesen, gewiß nicht. Ich habe genug an der Furcht davor. Es ist meine innigste Ueberzeugung, die ich hier ausspreche, daß eine metrische Uebersetzung Homers, in diesem oder jenem Versmaß, von diesem oder jenem Verfasser, mir als ein aberwitziger, unmöglicher Versuch, als ein Unding erscheint. Und ich darf hierüber ein

Wort mitsprechen, der ich (was ich freilich bis diesen Tag auf das Sorgfältigste verheimlicht habe) vier oder fünf tausend Verse aus Horaz, Lucan und Virgil in französischen Reimen wiedergegeben habe, und daher nur allzugut weiß, was ein Hexameter verliert, wenn man ihn in einen Alexandriner ummodelt.

Und nun vollends Homer, mein Herr! was denken Sie, den Homer zu übersetzen!

Wissen Sie wohl, daß gerade und allein die Einfachheit Homers die Klippe war, woran jeder Zeit seine Uebersetzer gescheitert sind? Madame Dacier hat diese Einfachheit zur Plattheit; Lamotte-Houdard zur Trockenheit; Bitaubé zur Abgeschmacktheit verhunzt. Franz Porto meint, man müßte ein zweiter Homer seyn, um den Ersten würdig zu loben. Welche Ansprüche dürfte man demnach an einen Uebersetzer desselben machen?

Es gilt heut zu Tage nicht mehr als ein Zeichen von Originalität, wenn man absichtlich gegen die Regeln der Gramatik verstößt; nur allzuviele Schriftsteller haben uns diese Art von Originalität

entleidet. Ebenso muß man es vermeiden, aus geringfügigen Einzelnheiten Vortheil zu ziehen, was immer etwas Gesuchtes und Affektirtes verräth. Man überlasse der Art schülerhafte Anziehungs-Mittel jenen Leuten, die in einem Komma irgend eine tiefe Bedeutung suchen, oder in einen Gedankenstrich hohe Betrachtungen legen, die in Allem Geist finden und über Nichts eine Masse Gelehrsamkeit auskramen, und die erst noch ganz vor Kurzem, aus Veranlassung jener Piqueur's, welche ganz Paris in Aufregung brachten, Männer aus allen Jahrhunderten und Ländern aufs Tapet brachten, von Kaligula an, welcher Fliegen, bis auf Don-Quixotte, welcher Mönche spießte.

Campistron, und ebenso Lagrange-Chancel hatten schon frühe Anlage zur Dichtkunst gezeigt, und doch haben sich Beide darin nie über das Mittelmäßige erhoben. Es ist auch in der That ein seltener Fall, daß solche frühzeitige Talente zur vollen Reife des Genie's sich entwickeln. Das ist eine Thatsache, von der wir uns alle Tage besser überzeugen können. Wir sehen junge Leute, welche im

neunzehnten Jahre mit schriftstellerischen Arbeiten hervortreten, wie sie Racine mit fünfundzwanzig nicht geliefert hätte; aber mit fünfundzwanzig haben sie auch bereits den höchsten Gipfel ihres Talents erstiegen, und mit dem achtundzwanzigsten ist die Hälfte ihres Ruhms wiederum dahin. Man wird uns einwenden, Voltaire habe ja auch von seiner frühesten Kindheit an Verse gemacht; man vergesse aber nicht, daß Campistron und Lagrange-Chancel mit fünfzehn Jahren schon in den Salons bekannt waren und für kleine Genie's galten, während in demselben Alter Voltaire sich bereits auf der Flucht aus seinem väterlichen Hause befand, überhaupt darf der Adler nicht im Käficht aufgezogen werden, sollte es auch ein vergoldetes Käficht seyn.

Ein Schriftsteller, dessen Haupt-Eigenschaft die Originalität ist, wird immer verlieren, so oft er ausser des Zusammenhanges citirt wird. Seine Gemälde und Ansichten, als Ausflüsse eines ganz eigenthümlich organischen Geistes, wollen gerade an der Stelle betrachtet seyn, wo der Verfasser sie hingestellt hat, mit all' ihren Veranlassungen, mit all'

ihren Folgen. Im Werke selbst trägt das den einzelnen Partien angepaßte Colorit zur Harmonie des Ganzen bei; reißt man aber der Art Stellen aus ihrem Zusammenhang, so erscheint eben dieses Colorit als unangemessen und bildet eine schreiende Dissonanz mit der übrigen Umgebung, in welcher es erscheint: Der Styl des Kritikers, der einfach und fließend seyn soll, oft aber ins Platte und Gemeine herabsinkt, bildet einen widrigen Kontrast mit dem vollen, kühnen, oft trotzigen Styl des Verfassers. Ein Citat aus irgend einem großen Dichter oder Schriftsteller, in die schimmernde, zierliche und bürgerliche Prosa eines Kritikers eingerahmt, macht einen ähnlichen Effekt, wie etwa eine Figur von Michel-Angelo auf den angemalten Schüsseln des Herrn Drolling.

Es ist schwer, sich eines Vorurtheils gegen die bei unsern Schriftstellern eingerissene Manier zu erwehren, wenn man sieht, wie Männer von ganz verschiedener und oft sogar entgegengesezter Geistesrichtung sich zur Abfassung eines und desselben Werkes verbinden. Cowley, den der Marquis von Twickenham

aufforderte, sich bei seinen Arbeitern mit irgend einem obscuren Dichter zu vereinigen, gab Seiner Herrlichkeit zur Antwort: „ein Esel und ein Pferd an einem Wagen gäben ein schlechtes Gespann ab." Zwei Schriftsteller gehen oft, sobald sie gemeinschaftlich arbeiten, des ganzen Talents verlustig, das der Einzelne, wäre er für sich geblieben, hätte entwickeln können. Es ist rein unmöglich, daß zwei Köpfe einen und denselben Gegenstand auf die eine und dieselbe Weise auffassen; und doch ist die absolute Einheit der Auffassung das erste und hauptsächlichste Erforderniß eines schriftstellerischen Werkes. Im entgegengesezten Falle durchkreuzen sich die Ideen der verschiedenen Mitarbeiter, ohne einen Vereinigungspunkt finden zu können, und es ergibt sich daraus für das Ganze ein unvermeidlicher Mißton, der den Leser anwidert, ohne daß er sich den eigentlichen Grund dieses Mißbehagens angeben kann. Alle ausgezeichneten Schriftsteller des Alterthums, wie der neueren Zeit, haben stets allein gearbeitet und gerade in diesem Umstande finde ich den wahren Grund ihrer Vortrefflichkeit.

Walter Scott versteckt sich hinter dem angenommenen Namen eines Jedediah Cleisbotham. Ich sehe nicht ab, warum man ihn darob tadeln will.

Wenn ein Dummkopf zur Celebrität gelangt, so kann er keine zwei Seiten drucken lassen, ohne seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen, in der guten Hoffnung, seine persönliche Achtung würde dem Buche Haltung verschaffen, während oft umgekehrt eben dieses Buch ihn um den Ruf seines Namens bringt. Der Mann von Verdienst, hat er sich einmal seinen Antheil an Ruhm errungen, verschmäht es nicht selten, seine neuen Schriften mit seinem Namen zu zieren. Er besizt hinlängliches Selbstgefühl, um zu wissen, wie das Gewicht seines Namens das freie unbefangene Urtheil bestechen dürfte; und ist bescheiden genug, um dieß nicht zu wollen, und so zieht er es vor, wieder in sein früheres Dunkel zurückzutreten, um auf diese oder jene Art, in diesem oder jenem Fache menschlichen Wissens neuen Ruhm sich zu gewinnen. Es verräth eine großsprecherische Prahlerei, jenes Betragen der Homerischen Helden, wenn sie, bevor sie zum Zweikampf schreiten, ihre Namen und endlosen Stammtafeln

herableiern; da lobe ich mir jene französischen Ritter, welche mit geschlossenem Visier kämpften und erst dann ihr Gesicht sehen ließen, wann sie die Kraft ihres Armes erprobt hatten.

Wie viele Unglückliche, die etwas weit Besseres hätten thun können, haben sich schon in den Kopf gesezt, sie seyen zum Schriftstellerthum berufen, weil sie nach Durchlesung eines schönen Buches zu sich selbst gesagt hatten: „So konnte ich es auch machen!" Damit war aber nichts bewiesen, als daß das Werk wirklich unnachahmlich war. Es ist in der Literatur wie in der Moral, je schöner eine Schrift, eine Handlung ist, desto leichter scheint sie zu seyn. Es ist ein unbekanntes Gefühl im Herzen des Menschen, das ihn gar zu leicht das Wollen für das Vollbringen nehmen läßt. So hält er es für leicht, zu sterben, wie d'Assas, oder zu schreiben, wie Voltaire.

Sir Walter Scott ist ein Schottländer; dieß würden wir schon aus seinen Romanen zur Genüge

ersehen. Seine ausschließliche Vorliebe für schottische Gegenstände beweist seine Liebe für Schottland. Leidenschaftlich eingenommen für die alten Sitten seines Vaterlandes, ist er stets bemüht, die treuesten Schilderungen derselben zu liefern, und seine fromme Bewunderung für den nationalen Charakter seines Volkes geht so weit, daß er auch seine Fehler auf das Umständlichste beschreibt. Eine Irländerin, Lady Morgan, ist, so zu sagen, als eine natürliche Rivalin Walter Scotts zu betrachten, in sofern sie, gleich ihm, sich vorgenommen zu haben scheint, nur vaterländische Gegenstände zu behandeln, aber ihre Schriften verrathen doch weit mehr Begierde nach eigener Celebrität, als Zueignung und Liebe für das Land ihrer Geburt, und weit weniger Nationalstolz als persönliche Eitelkeit. Lady Morgan scheint mit Liebe die Irländer zu schildern; aber es ist hauptsächlich eine Irländerin, an deren Gemälde sie durchweg ihre schönsten und glühendsten Farben verschwendet; und diese Irländerin ist — Sie selbst. Miß O'Hallogan im O'Donnell und Lady Clancare in Florence Maccarthy ist Niemand als Lady Morgan, die sich selbst beweihraucht.

Sprechen wir es offen aus, neben den sprechenden

lebenswarmen Gemälden Walter Scotts sind die Skizzen der Lady Morgan nichts als matte, frostige Versuche. Die historischen Romane dieser Dame lassen sich allerdings lesen; die romantischen Geschichten des Schotten dagegen muß man bewundern. Der Grund hievon ist einfach: Lady Morgan hat Takt genug, um das, was sie sieht, zu beobachten; sie besitzt ein hinlänglich gutes Gedächtniß, um ihre Beobachtungen zu behalten, und die gehörige Feinheit, um das Behaltene wieder zu geben; weiter geht aber ihr Wissen nicht. Daher stoßen wir bei ihr auf Charakter, die troß der guten Anlage doch aller Haltung ermangeln; neben einem Zug, dessen Wahrheit uns überrascht, weil sie ihn nach der Natur kopirt hat, stoßen wir auf einen andern, der uns durch seine Unnatürlichkeit anwidert; warum? Sie hat ihn selbst erfunden. Walter Scott dagegen stellt einen Charakter hin, ohne oft mehr als einen Zug desselben aufgefaßt zu haben; in einem einzigen Wort erblickt er den ganzen Charakter, und sein Gemälde ist fertig. Seine ausgezeichnete Urtheilskraft läßt ihn durchaus nicht auf Abwege gerathen, und seine Schöpfungen sind stets so treu und wahr, wie seine Beobachtungen. Wann das Talent sich zu

einem Höhepunkt emporgeschwungen hat, dann ist es mehr als Talent: und so können wir die ganze Parallele in die zwei Worte zusammen fassen. Lady Morgan ist eine Frau von Geist; Walter Scott ist ein Mann von Genie.

Trauet nicht jenen Leuten, die immer die Lorgnette an den Augen haben, und überall, wo sie gehen und stehen, ausrufen: „Ich beobachte mein Jahrhundert!“ Bald vergrößern ihre Gläser die Gegenstände, und dann halten sie eine Katze für einen Tiger; bald verkleinern sie, und dann kommt ihnen ein Tieger wie eine Katze vor. Man muß mit seinen eigenen Augen beobachten. So sollte namentlich der moralische Schriftsteller nur die Ergebnisse seiner unmittelbaren Erfahrung aufstellen, wenn er anders das unaussprechliche, von Adisson so hochgeprießene Glück genießen will, eines Tags in der Bibliothek eines Unbekannten sein Buch zu finden, wie es, in Maroquin gebunden und mit vergoldetem Schnitt, an mehreren Stellen mit Zeichen versehen ist.

Eine weitere Bedingung für den Moralisten,

von der wir bereits an einem andern Orte gesprochen haben, ist die, daß er den Individuen, welche er studiert, unbekannt bleibe, er muß bei ihnen, wie ebenfalls Adisson bemerkt, aus und eingehen, so frei und ungenirt, wie ein Hund, eine Katze, oder ein anderes Hausthier. Wir theilen in dieser Beziehung ganz die Ansicht des Spectateur. Der Beobachter, welcher das Publikum mit seiner Aufgabe bekannt macht, gleicht dem in einen Pfauen verwandelten Argus, der stolz ist auf seine hundert Augen, mit denen er doch nicht mehr sehen kann.

Leute, welche an sich selbst nichts zum Bewundern finden, werden des Bewunderns überhaupt gar bald müde. Im Innersten beinahe aller Menschen regt sich ein gewisses Gefühl des Neides, das jeden Ausdruck eines verdienten Lebens zurückdrängt, oder die Regung eines gerechten Enthusiasmus in die gehörigen Schranken zurückweist. Der gewöhnlichste Mensch wird dem ausgezeichnetsten Werke eine ziemlich laue Anerkennung widerfahren lassen, damit man ihn nicht für unfähig hielte, ein

ähnliches zu liefern. Er wird das Lob eines Anderu für einen Eingriff in seine eigenen Rechte halten, und er wird das Genie eines Dichters nur in so weit anerkennen, als sein eigenes dadurch nicht gefährdet wird. Ich spreche hier aber nicht von solchen, die selbst Schriftsteller sind, sondern bloß von den Lesern und von solchen, die größtentheils nie die Feder zur Hand nehmen werden. Ausserdem gehört es nicht zum guten Ton, seinen Beifall laut werden zu lassen; die Bewunderung verleiht der Physiognomie einen lächerlichen Ausdruck, und eine Aufwallung der Begeisterung kann den Faltenwurf einer Kravatte in Unordnung bringen.

Und das sind die hochwichtigen Gründe, woraus wir uns die traurige Thatsache erklären müssen, daß unsterbliche Männer, die Zierde und Ehre ihres Jahrhunderts, ein Leben voll Kummer und Unannehmlichkeit dahin schleppen, daß das Genie entmuthigt wird und erlischt, daß ein Camoens betteln muß, daß ein Milton im Elend verschmachtet, daß andere noch unglücklichere und veilleicht noch größere, von denen wir nicht einmal etwas wissen, dahin sterben, unbekannt und ruhmlos, gleich Lampen,

die in einer Gruft angezündet alsbald wieder erlöschen.

Und während dem Genie die wohl verdientesten Auszeichnungen verweigert werden, muß es sehen, wie es von einer Masse von Menschen überflügelt wird, für deren Berühmtheit sich kein Grund auffinden läßt, und deren Ansehen im höchsten Falle ein usurpirtes ist; es muß zusehen, wie eine kleine Anzahl mehr oder minder unbedeutender Scribler, welche für den Augenblick die öffentliche Meinung leiten, die Mittelmäßigkeit, welche sie nicht fürchten, erheben und aufmuntern, während sie die Ueberlegenheit des Genies, vor dem sie zurückschrecken, unterdrücken. Das Alles ist aber ein leeres eitles Beginnen! Es mag zwar solchen kleinen Geistern hie und da gelingen, ein hohes Gemüth zu verderben, die Existenz eines großen Menschen zu vergiften; aber die Zeit und der Tod werden gerecht richten zwischen diesen und jenen. Es ist mit der Berühmtheit in der öffentlichen Meinung, wie mit Flüssigkeiten von verschiedenem Gewicht in einem und demselben Gefäß. Schüttelt man die Flasche hin und her, so wird es einem leicht gelingen, die verschiedenen Flüssigkeiten untereinander zu mischen;

läßt man aber das Gefäß ruhig stehen, dann werden sie langsam und von selbst die Stelle wieder einehmen, welche ihre Schwere und die Natur ihnen anweisen.

Wer könnte sich wohl eines düsteren und schmerzlichen Gefühls erwehren, wenn er an das nunmehr unvermeidliche Erlöschen der erlauchten Familie Condé denkt, die ohne jemals die Krone zu tragen, doch von jeher so strahlend hervorragte unter allen Königlichen Geschlechtern Europas und in Frankreich eine Art militärischer Dynastie gegründet hatte, die gewohnt war, inmitten des Feldlagers oder auf der Wahlstatt ihren Thron aufzuschlagen. Wenn, was Gott verhüten wolle! in einigen Jahren neue politische Zuckungen neue bürgerliche Kriege herbeiführen sollten, dann dürfte leicht der Fall eintreten, daß wir Alle, die wir noch der Sache der Monarchie dienen, verjagt, verbannt, geächtet würden; aber es würde uns nicht so gut gehen, wie den Condéern, den Siegern von Biberach, denn für diese treuen, heimath- und zufluchtlosen Krieger war der Name ihres sechzigjährigen Führers, der große Name Condé, ein zweites Vaterland geworden.

Das Gemälde der Leidenschaften, die so wechselnd und veränderlich sind, wie das menschliche Herz, ist eine unerschöpfliche Quelle neuer Wendungen und Ideen. Nicht derselbe Fall ist es mit dem sinnlichen Vergnügen. Hier ist alles Materiell, und habt Ihr gehörig Alabaster und Rosen und Schnee angebracht, so braucht Ihr nichts weiter zu thun.

Wer ein Vergnügen oder ein Interesse darin findet, die manigfaltigen Veränderungen zu beobachten, welche Zeit und Umstände in dem Geiste einer Nation hervorbringen, der kann in dem gegenwärtigen Augenblick seine Betrachtung einer literarischen Erscheinung zuwenden, die ihren Ursprung in einer anderen, aber politischen Erscheinung hat, ich meine in der französischen Revolution. Das literarische Frankreich theilt sich heut zu Tage in zwei große Factionen; die eine kämpft unter dem Banner des Genius unseres Jahrhunderts; die andere hängt einer noch allzumächtigen Meinung an, einer Meinung, die wir als unfruchtbare Erbschaft aus dem Jahrhundert Voltaires überkommen haben, und die sich mit all dem Strahlenglanz aus der Regierungs-

periode Louis XIV. noch immerfort umgeben will. Sie ist es, die nichts für Poesie anerkennt, als was in der regelrechten Form des Verses erscheint; gleich Galilei's Richter will sie es nicht haben, daß die Erde sich drehe, daß das Talent schaffe; sie schreibt dem Adler vor, nur mit wächsernen Flügeln sich in die Lüfte zu schwingen; sie ist es, die in ihrer blinden Bewunderung neben Männer von unsterblichem Verdienst, die sie übrigens, wären sie in unsern Tagen erschienen, ebenfals verfolgt hätte, allerlei verschollene, indifferente Namen anführt, um sich ihrer als Autoritäten gegen die literarischen Erscheinungen der Zeit zu bedienen; mit einem Wort: die im Namen des verstorbenen Corneille einen wiederauflebenden Corneille verfolgen würde.

Diese entmuthigende und ungerechte Partheimeinung verdammt jede Originalität als eine Ketzerei. Jammernd kreischt sie, die Herrschaft der Wissenschaften sey vorüber, die Musen seyen verbannt und kehren nimmer wieder; und jeden Tag ertönen neue Leyern und ihre Harmonien übertäuben das lichtscheue Eulengeschrei, und ein neuer ruhmvoller Tag bricht an für Frankreichs Poesie. Die Morgenröthe einer großen literarischen Aera

steigt herauf, und diese abgelebte Ansicht möchte haben, daß unsre Epoche, so hell schimmernd in ihrem eigenen Strahlenglanz, nur der matte Wiederschein zweier vorangegangener Epochen wäre. Die verderbliche Literatur des vergangenen Jahrhunderts hat diese durchaus unpoetische Ansicht wie ein todtschwangeres Miasma in unser Jahrhundert herübergehaucht, und wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen, so müssen wir leider zugestehen, daß sie es ist, welcher bei weitem der größte Theil unseres literarischen Publikums anhängt. Die Führer, welche ihr das Daseyn gegeben, sind nicht mehr, aber immer noch beherrscht sie die Masse, gleich einem entmasteten Schiffe erhält sie sich noch immer auf der Oberfläche. Indessen erhebt sich eine Schaar junger Geister, voll Kraft und Muth, die ihre Bibel, ihren Homer, ihren Dante studirt, die an den Quellen der Begeisterung ihren Durst gestillt, und den Ruhm unseres Jahrhunderts begründen werden. Diese jungen Männer werden die Häupter einer neuen und reinen Schule seyn, einer Schule, die mit den Alten einen edlen Wettkampf eingehen, nicht aber sie befeinden wird, — die Häupter einer poetischen Grundansicht, die eines Tags

auch auf die Masse übergehen wird. Bis dahin werden sie der Kämpfe noch manche zu bestehen haben; aber mit dem Muth des Genies werden sie die Widerwärtigkeiten, die den Ruhm zu begleiten pflegen, ertragen. Der alte hergebrachte Schlendrian wird nur langsam vor ihnen zurückweichen; aber es kömmt der Tag, wo er gänzlich verschwinden wird, um ihnen Platz zu machen, gleich der abgetrockneten Rinde einer alten vernarbten Wunde.

Alle jene wichtig thuenden Menschen, die in der Gramatik, in der Versifikation, in der Prosodie so hellsehend, in der Poesie so blind sind, erinnern mich immer an Aerzte, welche die kleinste Faser der menschlichen Maschine kennen, die Seele aber und die Tugend läugnen.

Jede Leidenschaft ist beredt; jeder Mensch, der selbst überzeugt ist überzeugt auch Andere; um Thränen zu entlocken, muß man selbst weinen; der Enthusiasmus ist ansteckend, will man behaupten.

Stellt eine Mutter vor euer Tribunal und nehmt ihr ihr Kind; lasset alle Redner der Welt

für Sie sprechen, Ihr werdet ruhig Euer Todesurtheil sprechen und sagen: „Lasset uns zu Mittag speisen!“ Nun höret aber die Mutter an. Woher kommt es, daß sie den Schmerzesschrei, die Thränen zu finden wußte, die Euer Herz rührten, daß das Urtheil euern Händen entfiel? Man hat Cicero's Beredsamkeit, Cäsars Gnade als etwas Ausserordentliches gepriesen; wenn nun Cicero des Ligarius Vater gewesen wäre, was würde man dann wohl dazu gesagt haben? Es wäre die einfachste, natürlichste Sache von der Welt gewesen.

Und in der That, es gibt eine Sprache, die nicht täuscht, die alle Menschen verstehen, die allen Menschen verliehen ist, es ist die Sprache gewaltiger Leidenschaften, die Sprache großer Ereignisse: „*sunt lacrymæ rerum*“; es gibt Augenblicke, wo alle Gemüther sich verstehen, wo ganz Israel sich erhebt, ganz, wie ein einziger Mann.

Was ist Beredtsamkeit? fragt Demosthenes. Handlung, Handlung, und noch einmal Handlung. — Aber es ist in der Moral wie in der Physik, um eine Bewegung hervorzubringen, muß man selbst die Fähigkeit dazu besitzen. Wie theilt sie sich aber mit? Der Grund hiefür liegt höher; es mag Euch

genügen, daß die Sache sich einmal so verhält. Wollt Ihr rühren: seyd selbst gerührt; weinet, und Ihr werdet Thränen hervorlocken; hier ist ein Zirkel, in den Euch Alles zurückführt, aus dem Ihr nicht herauskommen könnt. Und fürwahr, ich frage Euch, wozu sollte uns die Gabe, unsre Ideen Anderen mitzutheilen, dienen, wenn uns, gleich der trojanischen Kassandra, die Fähigkeit versagt wäre, uns Glauben zu verschaffen? Welches war der schönste Augenblick für den römischen Redner? Der, als die Volkstribunen ihm ihr Veto entgegenwarfen. „Quiriten," rief er, „ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe," und das gesammte Volk erhob sich und rief: „Wir schwören, daß er die Wahrheit gesprochen."

Und diese Bemerkungen, die wir so eben in Beziehung auf die Beredtsamkeit ausgesprochen haben, finden ihre Anwendung mit auf alle übrigen Künste; denn sind die Künste etwas Anderes, als dieselbe Sprache, nur auf eine verschiedene Weise ausgesprochen? Und weiter, was sind unsre Ideen? Empfindungen, und zwar vergleichende Empfindungen. Was sind die Künste? nichts anders, als die

verschiedene Art und Weise, wie wir unseren Ideen einen Ausdruck zu verschaffen suchen.

Jean Jacques Rousseau, nachdem er eine strenge Selbstprüfung angestellt und sich mit dem Ideal, das wir Alle in unserem Herzen tragen, verglichen hatte, entwarf einen Erziehungsplan, in welchem er seinen Zögling vor allen seinen Fehlern aber auch vor allen seinen Tugenden verwahrte. Der große Mann wurde es nicht gewahr, daß er seinen Emil, während er ihm alles gab, was ihm mangelte, zu gleicher Zeit auch dessen beraubte, was er selbst besaß. Und fürwahr, dieser Mensch, erzogen unter Lachen und Freuden, würde einem Athleten gleichen, der fern von der Arena und ihren Kämpfen auferzogen wurde. Um ein Herkules zu werden, muß man die Schlangen schon in der Wiege erstickt haben. Du willst ihm den Kampf der Leidenschaften ersparen; aber heißt denn das leben, wenn man dem Leben ausweicht? Was heißt Existiren? fragt Locke. Fühlen. Groß ist derjenige Mensch, der viel gefühlt, viel gelebt hat, und oft durchlebt man in wenigen Jahren mehr als Ein Menschenleben. Man täusche sich nicht: die hohen Tannen wachsen nur in der Region der Stürme. Athen, die Stadt

der ewigen Gährung, hatte tausend große Männer aufzuweisen; Sparta, die Stadt der Ordnung, nur einen einzigen Lykurgos, und selbst Lykurgos war vor seinen Gesetzen geboren.

Auch ist eine Thatsache, daß die meisten großen Männer inmitten gewaltiger Volksgährungen aufgestanden sind; so Homeros im heroischen Zeitalter Griechenlands; Virgilius unter dem Triumvirat; Ossian unter dem Zusammensturz seines Vaterlandes und seiner Götter; Dante, Ariosto, Tasso, während der neuen krampfhaften Zuckungen Italiens; Corneille und Racine zu den Zeiten der Fronde, und endlich Milton, der die erste Revolutionshymne anstimmte, am Fuße des blutigen Schaffots von White-Hall.

Und forschen wir nun näher nach den besonderen Schicksalen dieser großen Männer, so sehen wir sie im beständigen Kampfe mit einem sturmbewegten, elenden Leben; Camoens durchschifft alle Meere, seine Louisiade in der Hand; A'Ercilla schreibt seine Gedichte auf Wildthierhäuten in den Urwäldern Mexikos. Solche aber, welche ihr körperliches Leiden nicht vom Seelenleiden abzieht, führen ein stürmisches Leben, während sie von einer

Charakter-Reizbarkeit verzehrt werden, die sie ihnen und ihren Umgebungen zur Last macht. Glücklich sind die, welche nicht vor der Zeit sterben, welche die thätige Beweglichkeit ihres eigenen Geistes nach und nach aufzehrt, wie Pascas; oder die dem Kummer unterliegen, wie Molière und Racine; oder den Schrecken ihrer eigenen Einbildungskraft, wie der unglückliche Tasso.

Nehmen wir nun den von dem ganzen Alterthum angenommenen Grundsatz an, daß große Leidenschaften große Männer machen, so werden wir zu gleicher Zeit die Wahrheit des Satzes zugeben, daß, so wie es mehr oder minder starke Leidenschaften gibt, auch verschiedene Abstufungen des Genies sich finden.

Und forschen wir nun weiter, was wohl am geeignetsten seyn dürfte, die Gewalt unsrer Leidenschaften, oder unsrer Begierden aufzuregen, die wiederum nichts anderes sind als mehr oder minder starke Aeusserungen unserer Willenskraft, gleich jenem festen, gewaltigen Willen, vermöge dessen der Mensch nur Ein Ziel seines Bestrebens für sein ganzes Leben kennt, vermöge dessen er Alles will, oder Nichts, wie Cäsar:

So werden wir vor allen Dingen zugeben

müssen, daß, wenn es eine Kraft gibt, die fähig ist, einen solchen Willen in einem edlen, charakteristischen Gemüthe zu erwecken, diese Kraft wohl das Höchste seyn müsse, was es im Menschenleben gibt.

Es ist aber dieß die große erhabene, von allen Zeiten und Völkern einstimmig anerkannte Wahrheit, vor welcher sich die ganze Philosophie des Alterthums und der große Plato selbst gebeugt haben, die Wahrheit: Das Genie ist die Tugend!

Ihr Dichter, habet immer einen moralischen Endzweck vor Augen, vergesset nie, daß Eure Schriften zufällig in die Hände eines Kindes kommen könnten. Habt Mitleid mit den zarten Blondköpfchen.

Man sollte vor der Jugend noch mehr Achtung haben, als vor dem Alter.

Der Mann von Genie soll nie vor irgend einer Schwierigkeit zurückschrecken; gewöhnlichen Menschen gehören leichte Waffen; große Athleten müssen den Castus des Herkules schwingen.

Entwurf einer Tragödie.

Zwei von Alexanders des Großen Nachfolger, Kassander und Alexander, Polyperchon's Sohn, sind in offenem Kampf begriffen um die Herrschaft Griechenlands. Der Erstere hat sich auf der Burg von Athen verschanzt, der Zweite lagert unter den Mauern derselben. Athen, in der Mitte zwischen zwei so mächtigen Feinden und jeden Augenblick mit seinem Untergang bedroht, ist noch überdieß durch inneren Zwiespalt auf das Heftigste aufgeregt. Das Volk neigt sich zu Alexanders Partei hin, der ihm die Wiedereinführung der Volksregierung verspricht; der Senat hält es mit Kassander, der bereits die aristokratische Regierungsform hergestellt hat. Daher der wüthende Haß des Volkes gegen Phocion, der an der Spitze des Senats stand und der launischen Willkür des großen Haufens stets auf das Entschiedendste entgegentrat. In dieser Krisis, wo es sich eben so gut um seinen eigenen Kopf, wie um die Existenz des Staates handelt, läßt sich Phocion einzig von dem Interesse für seine Mitbürger leiten; er denkt an Nichts, als an die

Rettung der Republik; auf dieses Ziel hin arbeitet er mit all der Unvorsichtigkeit und Selbstverläugnung, die schönen Seelen eigen ist. Die Mittel, welche er zur Rettung seines Vaterlandes anwendet, gebraucht man zu seinem eigenen Untergang. Es gelingt ihm, die beiden Nebenbuhler zu bestimmen, daß sie das Gebiet von Attika verlassen und die Stadt schonen; aber in diesem Moment wird er des Verraths angeklagt, vor das versammelte Volk geführt und zum Giftbecher verurtheilt. Hier, in wenigen Worten, die ganze Handlung der Tragödie; sie ist einfach, und doch erhaben. Wir haben hier das Gemälde heftiger Volksbewegungen und den Anblick einer unglücklichen Tugend, oder mit anderen Worten, die schönste herrlichste That, die ein Mensch vor den Augen der Welt begehen kann, ein Schauspiel würdig der Götter!

Auf der einen Seite, der Haß des Volks, die Feinde und Neider Phocions, sein unvorsichtiger Edelmuth, der den lezteren die Waffen gegen ihn in die Hand gibt, endlich Alexander und seine Armee; auf der andern Seite Kassanders Truppen, die Partei der gutgesinnten Bürger, das alte Ansehen des Senats, und die ewige Macht der

Tugend, die Phocion jedesmal, so oft er sich der Menge gegenüber befindet, den herrlichsten Triumph zusichert. Auf diese Weise gestaltet sich das theatralische Gleichgewicht; die Handlung entwickelt sich in Folge unerwarteter, plötzlich eintretender Ereignisse; die Mittel des Angriffs und des Widerstandes stehen in einem solchen gegenseitigen Verhältnisse, daß eine ängstliche Spannung des Gemüths möglich gemacht wird.

Wenn z. B. im dritten Akt Phocion furchtlos sich in das Lager Alexanders, seines Feindes, begibt, und denselben bestimmt, eine Unterredung mit Kassander anzunehmen, so muß ein so muthvoller Schritt zu der Hoffnung berechtigen, daß die Undankbarkeit des Volks dadurch entwaffnet und seinen Anklägern der Mund gestopft würde. Aber Phocion hat sich dem Tode ohne Bevollmächtigung ausgesezt; er hat, um das Volk zu retten, ein Decret eben dieses Volks, das ihn seiner obrigkeitlichen Stelle entsezt, verachtet, ein Decret übrigens, dem der Senat seine Sanktionirung verweigert hatte. Während nun der Zuschauer glaubt, die Handlung gehe einem glücklichen Ausgang entgegen, wird er plötzlich gewahr, daß die Gefahr jezt erst am

drohendsten wird. Das Volk befindet sich in vollem Aufruhr, es belagert den Phocion in seiner Behausung, keine Aussicht auf Rettung zeigt sich. Der Senat ist zu schwach, und Kassander zu ferne. Es bleibt nichts mehr übrig, als zu sterben. Man fodert Phocion auf, seine Sklaven zu bewaffnen und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aber der große Mann weist den Vorschlag zurück. Das Volk stürzt auf die Scene mit dem Wuthgeschrei: Nieder mit ihm! Nieder mit ihm! Phocion behauptet seine Fassung. Die Redner reitzen die Wuth des Volks noch mehr auf; Phocion will zu der Menge sprechen: da er aber sieht, daß der Tumult sich verdoppelt, und daß es ihm so nicht gelingen kann, die Verirrten zu menschlichen Gefühlen zurückzubringen, da bestieg er sein Tribunal; und mit diesem Schritt ist die höchste theatralische Revolutiou fertig. Das ist nicht mehr der betagte Greis, der sich gegen eine zügellose Volksmasse um sein Leben vertheidigt, das ist ein hoher Richter, der die Empörer mit dem Donner seines Spruches niederschmettert. Die Mörder werfen sich vor Phocion auf die Kniee. Der Greis, auf das Schmerzlichste getroffen von der Undankbarkeit seiner

Mitbürger, verlangt keine Rache von ihnen, bittet sie nicht um das Leben, er will nur noch einen Tag, um sie retten zu können. So hat sich die Scene geändert; das Volk ist beruhigt; die beiden Könige schicken sich an, nach der Stadt zu kommen, um einen Waffenstillstand abzuschließen; alle Furcht für Phocion scheint verschwunden zu seyn. Da tritt mit einem Male Agnonides auf, und macht den Vorschlag, sich der beiden Könige mit Gewalt zu bemächtigen und so dem Leiden Griechenlands ein Ende zu machen. Bei diesem Vorschlag, dessen Vortheile er nur allzugut auseinanderzusetzen weiß, entsteht neue Ungewißheit. Man fühlt sogleich, welchen Eindruck Phocions Gutachten bei einem Volke hervorbringen werde, unter welchem Aristides es nicht zweimal wagen durfte, die Gerechtigkeit dem Nutzen vorzuziehn. Phocion sieht recht gut die Schlinge, die ihm gelegt ist, aber er läßt sich nicht irre machen. Er thut, was Aristides nicht gewagt hätte; er bleibt treu der Sache des Rechts gegen die Sache des Nutzens. Die Zusammenkunft der beiden Könige wird abgebrochen, und Phocion, vor die Volksversammlung berufen, wird angeklagt, eine Gelegenheit, den Staat zu retten, versäumt zu haben.

Von nun an eilt die Handlung rasch ihrem Ende entgegen. Phocion soll so eben vor diese Versammlung geschleppt werden, die aus einem Haufen von Sklaven und allerlei fremder, von seinen Feinden aufgestifteter Leute bestand, als man die Nachricht erhält, Kassander komme ihm von der Akropolis herab zu Hülfe. Der Greis, obwohl man die Gesetze verlezte, um seine Verurtheilung zu bewirken, will doch nur dem Gesetze seine Rettung zu verdanken haben. Er selbst geht seinen Befreiern entgegen und nöthigt sie zum Rückzug nach der Burg; sofort stellt er sich wieder vor der Volksversammlung. Schon sollte er freigesprochen werden, als plötzlich Alexanders Armee unter den Mauern der Stadt erscheint. Da bricht das Volk in neue Empörung aus, die Autorität des Senats wird verachtet, Phocion verurtheilt. Er nimmt den Becher, und trinkt ruhig und ernst das tödtliche Gift.

Diese Tragödie könnte schön auszufallen, übrigens dürfte ihr Erfolg nur in einem Gefühl der Hochachtung bestehen, das sie bei den Zuschauern erwecken wird. Sie würde das Gemüth kalt lassen; auf dem Theater ist eine Liebesgeschichte mehr werth, als die ganze Weltgeschichte.

Schon früher hat Campistron Phocion's Tod

auf die Bühne gebracht. Sein Stück, wie alle übrigen dieses Dichters, ist gut angelegt und nicht übel durchgeführt. Ein gewisser Grad von Erfindungsgabe läßt sich in seinen Charakteren nicht verkennen, aber er versteht es nicht, ihnen eine durchgängig feste Haltung zu geben. Dieß begegnet nicht selten einer Klasse von Leuten, die gleich ihm die Welt nicht aus eigener Anschauung und Beobachtung kennen, und die sich dann einbilden, man könne die Liebe mit Ausrufungen, und die Tugend mit Maximen bewirken.

So spricht in einer sonst gut geschriebenen Unterredung, (wenn man anders den Tragödienstyl Voltaires für einen guten Styl anerkennt), welche zwischen dem Tyrannen und Phocion stattfindet, der leztere sagt folgende eines ächten Bramarbas würdige Worte:

Un homme tel que moi, loin de s'humilier,
Conte ce qu'il a fait pour se justifier;
Osetoi même ici rappeler mon histoire,
Elle net' offrira que des jours pleins de gloire!
Chaqu' instant est marquè par quelqu ex ploit foumeux.

plötzlich aber besinnt er sich, und fügt mit einer Bescheidenheit, die eben so lächerlich ist, als seine vorangehende Prahlerei, hinzu:

Mais que dis-je? oú m'emporte un mouvement honteux?
Est-ce a moi de conter la gloire de ma vie?
D'en retracer le cours quand Athènes l'oublie?
J'en rougis, je suis prêt à me desavouer
Prononce: j'aime mieux mourir que me louer.

Und im Fortgang der Tragödie, da Campistron nicht weiß, wie er den sterbenden Phocion noch einmal auf die Bretter bringen solle, so ergreift er den Ausweg, ihn um eine Unterredung mit dem Tyrannen bitten zu lassen. Der Tyrann wird von dieser Bitte sehr überrascht, und gewährt sie aus reiner Neugierde. In dem Augenblicke jedoch, wo der Tyrann sich zu Phocion begeben will, wird er eilends abgerufen, weil eine Empörung stattfindet. Bei dieser Nachricht vergißt er es natürlich, die Unterredung abzubestellen. Phocion erscheint, und da er den Tyrannen nicht findet, macht er sich allerlei Gedanken, welche Gründe wohl den Tyrannen bestimmt haben möchten, nicht zu erscheinen, und meint am Ende, es geschehe aus Furcht vor ihm. Nach dieser Entdeckung sagt er mit einer wahrhaft komischen Gutherzigkeit:

Sans armes et mourant je le force à me craindre.
Que le sort d'un tyran, justes dieux! est à plaindre!

Endlich hat noch der sterbende Phocion, der

während des ganzen fünften Akts mitten unter dem Aufruhr ruhig auf- und abspaziert; eine Unterredung mit seiner Tochter Crisis, und ist, als guter Familienvater, eifrigst beschäftigt ihr einen Mann zu verschaffen. Dieser Auftritt ist wirklich höchst sonderbar. Wißt Ihr wohl, auf wen seine Wahl fällt? Auf den Sohn des Tyrannen. Man sollte meinen, er könnte seiner Tochter einen Mann aus dem Aermel heraus schütteln, wie es im Sprichwort heißt.

Et voulant, en mourant, vous choisir un époux
Je ne trouve que lui qui soit digne de vous.

Noch seltsamer vielleicht lautet die Antwort der Tochter:

Qu' entends-je! o ciel! seigneur, m'on croyez-vous capable?
Je ne vous cèle point, qu' il me paraît animable.

Und eben diese Crisis ist es, die, als sie ihren Vater und Gemahl sterben sieht, mit einer höchst rührenden Naivität ausruft:

O fortune contraire,
J'ose, après de tels coups défier ta colére!

Sie geht ab, und der Vorhang fällt. In einem ähnlichen Fall ist Corneille erhaben: er läßt die Eurydice sagen:

Non, je ne pleure pas, madame mais je meurs.

Im Jahre 1793 bot Frankreich ganz Europa die Stirne, die Vendée bot Frankreich die Spitze. Frankreich war größer, als Europa, die Vendée größer als Frankreich.

December 1820.

Jeder junge Mann, der sich in unseren Tagen zu politischen Ideen erhebt, muß sich in einer seltsamen, politischen Lage befinden. Im Allgemeinen sind unsre Väter Bonapartisten, unsre Mütter dagegen Royalisten.

Unsre Väter sehen in Napoleon nur den Mann, der ihnen ihre Epauletten verschaffte, unsre Mütter sehen in Bonaparte nur den Mann, der ihnen ihre Söhne raubte.

Für unsre Väter ist die Revolution das Höchste, was das Genie einer Versammlung, das Kaiserreich das Höchste, was das Genie eines Mannes bewirken konnte. Für unsre Mütter ist die Revolution eine Guillotine, das Kaiserreich ein Mordschwerdt.

Wir Söhne, die wir unter dem Konsulat geboren wurden, wuchsen alle auf den Knieen unsrer Mütter groß, während unsre Väter im Feldlager

standen. Nur zu oft waren sie durch die wilde Eroberungslust eines einzigen Menschen, ihrer Gatten, ihrer Brüder beraubt; da richteten sie die liebevollen Mutteraugen auf die frischen acht- oder zehnjährigen Kindsgesichter, und diese Augen füllten sich mit Thränen, wenn sie daran dachten, wie wir im Jahre 1820 achtzehn Jahre alt, und 1825 Obersten oder todt seyn würden.

Der Jubel, womit Louis XVIII. im Jahre 1814 begrüßt wurde, war ein Freudengeschrei der Mütter.

Ueberhaupt gibt es wenige junge Leute von unsrer Generation, die nicht zugleich mit der Muttermilch den Haß gegen die zwei stürmischen Perioden, welche der Restauration vorangingen, eingesogen hätten. Der Kaminfeger für die Kinder von 1802 war Robespierre, für die Kinder von 1815 war es Bonaparte.

Erst vor Kurzem behauptete ich in Gegenwart meines Vater mit Feuer meine Vendéer Ansichten. Mein Vater hörte mir schweigend zu; darauf wendete er sich zu General L....., der auch da war, und sagte zu diesem: „Lassen wir die Zeit gewähren. Das Kind theilt die Meinung seiner Mutter; der Mann wird der Ansicht des Vaters seyn.“

Diese Prophezeiung machte mich sehr nachdenklich.

Mag sich die Zukunft auch gestalten, wie sie will, mag auch die Erfahrung den Eindruck, den der erste Anblick der Dinge bei unserem Eintritt in das Leben bei uns hervorgebracht hat, sich bis zu einem gewissen Punkte anders gestalten, der redliche Mann wird sicher vor Irrthum seyn, wenn er nur alle diese Modificationen der strengen Prüfung seines Gewissens unterwirft. Ein gutes Gewissen wird ihn vor jeder schlimmen Richtung, die seine Tugend gefährden könnte, bewahren. Im Mittelalter herrschte der Aberglauben, daß jede Flüssigkeit, in welcher längere Zeit ein Saphir gelegen, ein Präservativ gegen die Pest, das gelbe Fieber, den Aussatz und „gegen alle Abarten dieser Krankheiten" sey, wie Jean Baptiste de Rocoles uns berichtet.

Dieser Saphir aber ist das Gewissen.

Tagebuch

über die

Ideen und Meinungen eines Revolutionärs von 1830.

August.

Nach dem Julius 1830 thut uns nichts Noth, als die Thatsache der Republik, und das Wort Monarchie.

Die Juli=Revolution hat uns zu einem raschen Uebergang vom Constitutionalismus zum Republikanismus verholfen. Die englische Maschine thut in Frankreich keine Dienste mehr; die Whig's würden in unserer Kammer auf der äusserſten Rechten sitzen. Wie alles Uebrige, so hat auch die Opposition ihr Terrain geändert. Vor dem 30sten Juli fußte sie in England, jezt hat sie ihre Basis in Amerika.

Die Gesellschaft hat sich nur dann einer wahrhaft guten Regierung zu erfreuen, wenn Gewalt und Intelligenz Hand in Hand gehen. Erleuchtet die Intelligenz das einzige Haupt, das an der Spitze des gesellschaftlichen Körpers steht, so mag dieses einzige Haupt herrschen; die Theokratieen haben ihre Logik und ihre Schönheit. Sobald aber das Licht der Aufklärung zu Mehreren hindurchgedrungen ist, so sollen diese regieren; dann sind die Aristokratien legitim. Ist dann endlich das Dunkel überall verschwunden, ist das Licht allen Köpfen aufgegangen, so gebührt allen die Regierung. Das Volk ist reif für die Republik, man gebe ihm die Republik.

Alles, was sich im gegenwärtigen Zeitpunkte unseren Blicken zeigt, ist eine Morgenröthe. Nichts fehlt dazu, nicht einmal der Hahn.

Das Schicksal, welches die Alten blind nannten, sieht recht gut und handelt nach Gründen. Die Ereignisse folgen sich, verketten sich, entwickeln

sich in der Geschichte mit einer überraschenden Folgerichtigkeit. Stellt man sich in einiger Entfernung auf, so kann man alle ihre Demonstrationen in ihren strengen und kolossalen Verhältnissen erfassen, und die menschliche Vernunft begibt sich ihres kurzen Maaßstabes vor diesen gewaltigen Syllogismen des Schicksals.

In einer Ordnung der Dinge, wo die gesellschaftlichen Ungleichheiten mit den natürlichen Ungleichheiten sich durchkreuzen, können nur künstliche, unnatürliche Verhältnisse und leere Scheinzustände bestehen.

Das vollkommene Gleichgewicht der Gesellschaft kann sich nur aus der unmittelbaren Verschmelzung dieser beiden Ungleichheiten ergeben.

Die Könige haben das Heute, die Völker das Morgen.

Es liegt, sagt Hippokrates, etwas Unbekanntes, Geheimnißvolles, Göttliches in den Krankheiten: *Quid divinum.* Was er von den Krankheiten bemerkt, läßt sich auch auf die Revolutionen anwenden.

Der lezte Grund der Könige sind Kanonen. Der lezte Grund der Völker — das Straßenpflaster.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die die rothe Mütze zu Schau tragen und für die Guillotine schwärmen.

Manchem kalten überlegten Denker, welche nach dem Akt eine Theorie des Schreckens entwarfen, war das Jahr 93 eine zwar rohe, aber nothwendige Amputation. Robespierre ist ihnen ein politischer Düpuytren. Was andere ehrliche Leute eine Guillotine heißen, ist für sie nichts, als ein chirurgisches Messer.

Es ist möglich. Aber gegenwärtig müssen die Leiden der Gesellschaft geheilt werden, nicht mit dem Schnittmesser, sondern auf dem Wege einer

langsamen, stufenweise vor sich gehenden Blutreinigung, durch eine vorsichtige Wegschaffung der extravasirten Säfte, durch gesunde Nahrungsmittel, durch zweckmäßige Uebung der Kräfte und Fähigkeiten, durch eine gute Regierung. Nicht mehr der Chirurg, der innere Heilarzt thut uns noth.

Manche treffliche Verhältnisse sind tief erschüttert und noch ganz wankend von der gewaltigen Erschütterung, die kürzlich Statt gehabt hat. Die Künstler insbesondere wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht, und rennen in allen Richtungen nach ihren zersplitterten Ideen. Sie mögen guten Muthes seyn. Die Erschütterung ist vorbei, und ich habe die schlichte Ueberzeugung, daß wir das Gebäude der Poesie noch aufrecht und fester dastehend finden werden, trotz all' dieser Erschütterungen, denen es widerstanden hat. Auch unsre Frage ist eine Freiheitsfrage, auch sie ist eine Revolution. Die poetische Freiheit wird, sicher und gefahrlos, mit ihrer Schwester, der politischen, Hand in Hand gehen. Die Revolutionen sind wie die Wölfe, sie fressen einander nicht auf.

September.

Die Krankheit, an welcher wir seit sechs Monaten leiden, haben wir dem Ministerium und der Kammer-Majorität zu verdanken; es ist eine zurückgetretene Revolution.

Es ist eine falsche Ansicht, wenn man glaubt, das europäische Gleichgewicht sey durch unsere Revolution nicht erschüttert worden. Der Fall dürfte noch eintreten. Das, was uns stark macht, ist der Umstand, daß wir gegen jeden König, der eine Armee auf uns loslassen wird, sein Volk loslassen können. Eine Revolution wird für uns kämpfen, wo wir es nur haben wollen.

England allein ist zu fürchten aus tausend Gründen.

Das englische Ministerium zeigt uns zwar ein freundliches Gesicht, weil wir dem englischen Volke einen Enthusiasmus eingeflößt haben, welchen die Regierung achten muß. Aber Wellington weiß recht gut, wo er uns packen kann; er wird uns, ist nur

einmal die rechte Stunde dazu erschienen, in die Falle bekommen, sey es mit Algier oder mit Belgien. Wir hätten darauf hinarbeiten sollen, die Bande mit dem englischen Volke so eng als möglich zu knüpfen, um dadurch sein Ministerium im gehörigen Respekt zu erhalten; und zu diesem Zweck hätte man einen volksthümlichen Gesandten nach England schicken sollen, z. B. Benjamin Constant, dessen Wagen hunderttausend Engländer von Dovres nach London gezogen hätten. Auf diese Weise wäre unser Gesandter die erste Person Englands geworden, und man urtheile selber, welche Wirkung eine Kriegserklärung gegen Frankreich in London, in Manchester, in Birmingham, hervorgebracht hätte. Die französische Idee auf englischen Boden zu verpflanzen, das wäre groß und politisch gewesen.

Die Allianz Frankreichs und Englands kann unermeßliche Resultate für die künftigen Geschicke der Menschheit herbeiführen.

Frankreich und England sind die beiden Grundpfeiler der Civilisation.

Es ist ein seltsames Ding um die Gestalten, welche den Tag nach einer Revolution in den Straßen umherziehen. Jeden Augenblick werdet Ihr von dem personificirten, mit der dreifarbigen Kocarde geschmückten Laster mit Rippenstößen begrüßt. Viele bilden sich ein, die Tricolorkocarde bedecke auch ihre freche Stirne.

Wir befinden uns gegenwärtig in einem Platzregen, der ganz eigenthümliche Wirkungen hervorbringt. Die Einen wascht er ab, die Anderen beschmuzt er.

Man erstaunt über die vielen Existenzen, welche ganz fertig in der auf eine Revolution folgenden Nacht zum Vorschein kommen. Es ist mit politischen Menschen, wie mit Pilsen. Zufall und Intrigue, Kotterien und Lotterien treiben hier ihr Spiel.

Karl X. glaubt, die Revolution, welche ihn vom Throne gestürzt, sey eine angelegte, vorbereitete,

vor seit langer Zeit schon angeschürte Verschwörung. Er irrt sich. Es war nichts weiter als ein Ausschlagen des Volkes.

Mein alter royalistisch-katholischer Glauben von 1820 ist im Laufe von zehn Jahren Stück um Stück zusammengestürzt. Alter und Erfahrung haben dieß bewirkt. Und doch ist noch etwas davon in meinem Inneren zurückgeblieben, es ist aber nichts als eine religiöse und politische Ruine. Ich betrachte sie noch hie und da mit einem Gefühl von Achtung, aber ich bete nicht mehr darin.

Die Ordnung unter einer tyrannischen Regierung ist, wie Alfieri irgendwo sagt, ein Leben ohne Seele.

Die Idee Gottes und die Idee des Königs sind zweierlei, und sollen zweierlei seyn. Die Monarchie à la Louis XIV. vermengt beide zum Nachtheil der politischen, wie der geistigen Ordnung. Die Folge eines solchen Monarchismus ist eine

Art politischen Mysticismus, eines royalistischen Fetischismus, eine Art religiöser Verehrung für die Person des Königs, für den Leib des Königs, der einen Palast zum Tempel, Kammerherren zu Priestern, und die Etikette zum Gesetzbuch hat. Daher alle jene Fictionen, welche man göttliches Recht, Gottes=Gnaden, nennt, und die das gerade Gegentheil sind von dem wahren göttlichen Recht — der Gerechtigkeit; von der wahren Legitimität — der Intelligenz; von der wahren Gottes=Gnade — der Vernunft. Diese Höflings=Religion bezweckt nicht anderes, als das Hemd eines Menschen als Banner der Kirche aufzupflanzen.

Wir befinden uns gegenwärtig in den Zeiten panischer Schrecken. Ein Klubb zum Beispiel erregt Furcht, und das ist ganz natürlich; es ist dieß ein Wort, welches die Menge mit der Zahl: 93 übersezt. Für die niederen Klassen bedeutet 93 soviel als Hungersnoth; für die Mittelklassen soviel als das Maximum; für die Hohen soviel als die Guillotine.

Aber wir zählen das Jahr 1830.

Die Republik ist, nach der Definition gewisser Leute, der Krieg derer, welche keinen Sou, keine Idee, keine Tugend haben, gegen alle diejenigen, welche im Besitz eines dieser drei Dinge sind.

Nach meiner Ansicht ist die Republik, welche im Augenblick zwar noch nicht an der Zeit ist, die aber in einem Jahrhunderte in ganz Europa festgegründet seyn wird — die Republik ist die Gesellschaft im Besitz des eigenen Souverainitätsrechts, die sich selbst beschüzt durch die Nationalgarde; sich selbst richtet durch die Jury; sich selbst verwaltet durch die Gemeinde; sich selbst regiert durch das Wahlkollegium.

Die vier Hauptglieder der Monarchie, das stehende Heer, das Richteramt, die Administration und die Pairie, sind für diese Republik nur vier überlästige Auswüchse, welche bald an der Abzehrung dahin sterben.

— Mein Leben ist voller Dornen gewesen. — Ist etwa deßwegen Ihr Gewissen so zerrissen?

Man hat bei einer Charte stets zwei Dinge zu unterscheiden: die Emancipation eines Volks und eines Jahrhunderts und ein Stück Papier. Das ganze Geheimniß, dem politischen Fortschritt einer Nation eine heilsame Richtung zu geben, besteht darin, daß man die Lösung der socialen Fragen von dem Stück Papier wohl zu unterscheiden versteht. Alle die Principien, welche während der vorangegangenen Revolutionen sich entwickelt haben, bilden den Grund, das wahre Wesen der Charte; habt Achtung vor ihnen. Dahin gehören die Freiheit des Kultus, des Denkens, der Presse, der Associationen, des Handels, der Industrie, des Fleisches, der Tribüne, des Theaters, die Gleichheit vor dem Gesetz, der freie Zutritt aller Kapazitäten zu allen Aemtern, kurz alle jene geheiligten Dinge, welche den Königen, die sie anzugreifen wagen, einen Schlag beibringen, gleich dem elektrischen Schlag des Zitterals. Was aber das Stück Papier anbelangt, die Form, die Redaction, den Buchstaben, die Fragen über das Alter, den Census, die Wählbarkeit, die Erblichkeit, die Unentsetzbarkeit, den Strafcodex u. s. w., so seyd auf Eurer Hut und reformiret, wie der Fortschritt der Zeit und der Gesellschaft

es verlangt. Der Buchstabe darf sich nie versteinern, wenn die Dinge im Fortschritte begriffen sind. Leistet der Buchstabe Widerstand, so muß man ihn zertrümmern.

Man muß zuweilen die Charten verletzen, um Fruchtbarkeit bei ihnen zu bewirken.

Eines Tags wird ein allgemeiner Krieg in Europa ausbrechen: der Krieg des Königthums gegen das Vaterland.

Als Herr von Talleyrand Louis Philipp den Huldigungseid leistete, flüsterte er dem Könige mit einem anmuthigen Lächeln zu: „He! he! Sire, das ist der dreizehnte!“

Herr von Talleyrand sagte vor einem Jahre, als man eben viel über die Trilogie in der Literatur sprach: „Ich will auch meine Trilogie machen;

ich habe Napoleon gemacht, ich habe das Haus Bourbon gemacht, ich werde mit dem Haus Orleans aufhören.

Wenn nur das Stück, das Herr von Talleyrand uns aufspielt, in der That nicht mehr als drei Akte hat!

Die Revolutionen sind großartige Improvisatricen: Nur flattern ihnen manchmal die Locken zu wild um das Haupt.

Es ist etwas Entsetzliches um den Pflug der Revolutionen! Menschenköpfe sind es, welche auf beiden Seiten der Furchen unter die Pflugschaar rollen.

Zerstört unsere gothische Architektur nicht. Mitleid mit den dreifarbigen Gläsern!

Napoleon sagte: Ich mag den Hahn nicht, der Fuchs frißt ihn. Und er nahm dafür den Adler.

Frankreich hat den Hahn wieder angenommen. Nun kommen auch alle Füchse im Dunkel wieder angeschlichen, und einer versteckt sich hinter dem anderen: P — hinter T —, V — hinter M —. Eia! vigila, Galle!

Es gibt Leute, die ungemein vorgeschritten zu seyn glauben, und noch immer mitten im Jahr 1688 stehen. Und doch ist es schon so lange her seit 1789.

Die junge Generation hat die Revolution von 1830 gemacht, die alte will sie befruchten. Thörichte Unmacht! Eine Revolution von fünfundzwanzig, ein Parlament von sechszig Jahren, was kann aus einer solchen Paarung Gutes entstehen?

Ihr Alten, verbarrikadirt Euch nicht so hinter der Gesetzgebung; öffnet die Thore je eher je lieber, und lasset die Jugend hinein. Bedenket fein: wenn Ihr der Jugend die Kammer verschließt, so laßt Ihr sie auf dem öffentlichen Platz.

Ihr habt eine schöne Tribune von Marmor, mit Basreliefs von Herrn Lemot, und Ihr wollt sie bloß für Euch haben; das ist recht hübsch. Aber an einem schönen Morgen wird die junge Generation sich eine Tonne zur Tribüne umwandeln, die unmittelbar auf jenem Straßenpflaster stehen wird, das eine achthundertjährige Monarchie zertrümmert hat. Das bedenket!

Bemerket ausserdem, Ihr ehrwürdigen, alten Herren, daß alle Eure Handlungen seit dem August 1830 nichts als Uebereilung, Unbesonnenheit und Unklugheit verrathen. Junge Leute würden wohl schwerlich so hitzig zu Werk gegangen seyn. Es waren in der Monarchie der älteren Linie manche nützliche Dinge vorhanden, die ihr allzueilig auf den Scheiterhaufen geworfen habt und die wenigstens als Faschinen hätten dienen können, um den tiefen Graben, der uns noch von der Zukunft scheidet, auszufüllen. Zum Zerstören, wie zum Wiederaufbauen braucht es langer, ausdauernder Aufmerksamkeit, viel Zeit, und Achtung für alle Interessen, die sich unter alten socialen Gebäuden

bergen und dort so oft neue und grüne Zweige treiben. Am Tage des Einsturzes muß man für alle Interessen ein provisorisches Schirmdach errichten. Seltsamer Umstand! Ihr seyd so alt, und doch noch nicht gereift!

Folgende Worte Mirabeau's dürften in der gegenwärtigen Krise wohl Beobachtung verdienen:

„Wir sind keine Wilde, die nakt nach den Ufern des Orinoko ziehen, um dort einen gesellschaftlichen Verein zu gründen. Wir sind eine alte Nation, und ohne Zweifel nur allzu alt für unsere Epoche. Wir haben eine längst vorhandene Regierung, einen längst vorhandenen König, längst vorhandene Vorurtheile; man muß alle diese Dinge soviel als nur möglich der Revolution anpassen und dadurch den nothwendigen Uebergang vom Alten zum Neuen beschleunigen!"

In dem europäischen Staatenverhältniß, wie es wirklich besteht, hat jeder Staat seine Sklavenprovinz, jedes Königreich schleppt seine Kugel hinter sich. So hat die Türkei Griechenland, Rußland

Polen, Schweden Norwegen, Preußen das Großherzogthum Posen; Oestreich die Lombardei, Sardinien und Piemont, England Irland, Frankreich Korsika, Holland Belgien. So krümmt sich neben jedem herrschenden Volke ein Volk von Sklaven; so befindet sich zur Seite eines Volkes im naturgemäßen Zustande immer ein anderes, das außerhalb dieses Zustandes steht. Das aber ist ein schlechtes Gebäude; halb Marmor halb Gyps.

Oktober.

Der Geist Gottes verbreitet, gleich der Sonne, stets zumal sein ganzes Licht. Der Geist des Menschen gleicht dem blassen Monde, der seine besonderen Phasen hat, sein Verschwinden und seine Wiederkehr, seine Helle und seine Flecken, seine volle Gestalt und sein Abnehmen, der sein ganzes Licht von den Strahlen der Sonne erhält und es dennoch wagt, zu gewissen Zeiten dieselben der Erde zu entziehen.

Trotz ihrer reichen Ideen, ihrer vielen Ansichten, ihrer großen Ehrlichkeit täuschen sich die Saint-

Simonianer dennoch. Mit der Moral allein gründet man noch keine Religion. Hiezu braucht es ein Dogma einer Kultur. Um das Dogma der Kultur festzugründen, sind Mysterien nöthig. Um den Mysterien Glauben zu verschaffen, müßt ihr Wunder haben. — So verrichtet denn Wunder. Vor allen Dingen seyd Propheten, seyd Götter, wenn ihr es könnet, und nachher seyd erst Priester, wenn Ihr wollet.

Die Kirche bejaht, die Vernunft verneint. Zwischen dem Ja des Priesters und dem Nein des Menschen könnte nur noch Gott seinen Anspruch anbringen.

Alles, was gegenwärtig in der politischen Welt geschieht, ist nichts, als eine Schiffbrücke. Man kann darauf von einem Ufer zum anderen gelangen. Aber sie hat keinen festen Stützpunkt in dem Ideenstrom, der seinen Lauf darunter hinnimmt, und erst neulich die alte steinerne Brücke der Bourbonen mit sich fortgerissen hat.

Köpfe, wie der Napoleons, sind der Durchschnittspunkt aller menschlichen Fähigkeiten. Es sind Jahrhunderte dazu erforderlich, um eine solche Erscheinung wieder hervorzubringen.

Noch immer bewundere ich Larochejaquelin, Lescure, Cathelineau, sogar Charette; aber ich liebe sie nicht mehr. Immer bewundere ich Mirabeau und Napoleon; aber ich hasse sie nicht mehr.

Wörtliche Kopie eines anonymen, vor wenigen Tagen an Herrn Dupin gerichteten Briefes:

„Monsieur le Sauveur! *) Du blickst verächtlich „auf die Armuth und die Armen herab! Nimm „dich in Acht, daß du nicht schnappst. Ich habe „schon andere Bursche als du bist, abgemuckt. Auf „Wiedersehn, gehabe dich wohl, bis ich dich umbringe.

---

*) Herr Dupin legte sich nachmals das Lob bei, d'avoir sauvé la liberté!

Anm. des Ueb.

Es ist kein feines Lob, wenn man von einem Menschen sagt, er habe vierzig Jahre lang seine politische Meinung nicht geändert. Was will das Anderes heißen, als die Erfahrung jedes Tages sey spurlos an ihm vorübergegangen, er habe über die Ereignisse und Begebenheiten auch nicht im mindesten nachgedacht. Ebenso gut könnte man das Wasser loben, wenn es stehend, einen Baum, wenn er abgestorben ist; das heißt, die Auster dem Adler vorziehen. In den Ansichten der Dinge ist alles der Veränderung unterworfen, in der Politik gibt es nichts Absolutes, ausgenommen die innere Moralität der Dinge. Diese Moralität aber ist Sache des Gewissens, nicht aber der Meinung. Der Mensch kann seine Meinung ändern, ohne dadurch seine Ehre zu verletzen, wenn uns sein Gewissen dasselbe bleibt. Die Bewegung, mag sie vorschreitend oder rückwärtsschreitend seyn, ist eine wesentliche Bedingung für das Leben, für die Menschheit, für die Gesellschaft.

Das freilich ist schändlich, wenn einer seine Meinung aus Eigennutz ändert, wenn einer durch einen Thaler oder durch eine galonirte Livree sich

bestimmen läßt das Weiße mit dem Tricolos zu tauschen, und umgekehrt.

Unsre abgelebten Kammern fördern gegenwärtig eine Anzahl kleinlicher Bettelgesetze zu Tag, die, kaum geboren, schon wie alte Weiber mit dem Kopfe wackeln und keine Zähne mehr haben, um die Mißbräuche wegzubeißen.

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist nichts anderes, als die Gleichheit vor Gott, in die politische Sprache übersezt. Jede Charte sollte eine Uebersetzung des Evangelium's seyn.

Die Whig's? sagt O'Connell, sie sind Tory's ohne Anstellungen.

Jede sociale Doctrin, welche die Familie zu untergraben sucht, ist schlecht, und, was noch mehr heißen will, auch unanwendbar. Die Gesellschaft

ist auflösbar, da sie sich später wieder zusammen fügen läßt, nicht so die Familie. Bei der Zusammensetzung der Familie lassen sich nur natürliche Gesetze in Anwendung bringen, während die Gesellschaften gerade in Folge des Mischmasches, von künstlichen transitorischen, zufälligen, veränderlichen, Gesetzen, aus denen ihre Verfassung besteht, eine Auflösung zulassen. Es kann oft nützlich, nothwendig, gut seyn, eine Gesellschaft aufzulösen, wenn ihre Einrichtung schlecht ist, oder allzualt, oder verhaßt. Nie aber ist es nützlich, nie nothwendig, nie gut, die Familie zu vernichten. Wenn Ihr eine Gesellschaft zersetzet, so ist das lezte Residuum, das Ihr findet, nicht das Individuum, sondern die Familie. Die Familie ist der Krystal der Gesellschaft.

November.

Es gibt große Denkmale, welche nicht das Werk eines einzelnen Menschen, sondern eines ganzen Volkes sind. Die Piramiden Aegyptens tragen keinen Namen zur Schau; ebenso wenig die Juli=Tage.

Ein treffliches Wahlgesetz.

(Wann das Volk lesen kann.)

Artikel I. Jeder Franzose ist Wähler.

Artikel II. Jeder Franzose ist wählbar.

December.

Den 9ten December 1830. — Benjamin Constant, der gestern gestorben ist, war einer der seltenen Menschen, welche die allgemeinen Ideen ihrer Zeit zuschleifen, poliren und schärfen, diese Waffen der Völker, an denen alle Bajonette der Miethlinge zersplittern. Nur Revolutionen vermögen solche Menschen in die Gesellschaft zu werfen. Nur ein Vulkan kann einen Bimsstein hervor bringen.

In einem und demselben Journal wird zu gleicher Zeit der Tod Goethes, der Tod Benjamin Constant's und der Tod Pius VIII. angezeigt. Drei Päbste auf einmal gestorben.

Napoleon.

Sehen Sie diesen Stern?

Caulaincourt.

Nein.

Napoleon.

Aber ich.

Wenn sich der Klerus nicht in Acht nimmt und seinen Lebenswandel ändert, so wird man in Frankreich an keine andere Dreieinigkeit mehr glauben, als an die des dreifarbigen Banners.

Frankreich ist heut zu Tage eine uneinnehmbare Vestung. Als Schutzwälle stehen im Süden die Pyrenäen, im Osten die Alpen: gegen Norden Belgien mit seiner Befestigungslinie; im Westen ist der Ocean als Graben. Disseits der Pyrenäen, der Alpen, des Rheins und der belgischen Linien, sind drei Völker in voller Revolution, Spanien, Italien, Belgien, ziehen für uns auf die Wache, jenseits des Meeres liegt das freie Amerika. Und in diesem uneinnehmbaren Frankreich garnisoniren drei Millionen Bajonette. Um die Zinnen der Alpen, der Pyrenäen und Belgiens zu bewachen, stehen

viermal hundert tausend Soldaten bereit; um den heimischen Boden zu schützen, auf jeden Geviertfuß ein Nationalgardiste. Endlich haben wir die Lunte zu allen Revolutionen, von denen Europa unterminirt ist, in Händen. Wir brauchen nur Feuer! zu kommandieren.

Ich habe einer Sitzung des Ministerprozesses beigewohnt, der vorgestrigen, der traurigsten, während welcher man es fühlte, wie das Volk, das draussen stand, erröthete. Ich werde diesen Tag beschreiben.

Ein Gedanke beschäftigte mich während der ganzen Sitzung, daß (wenn wir einmal einen inneren Grund für den Gang der Ereignisse anerkennen —) die geheimnißvolle Gewalt, welche Karln X. ins Verderben stürzte, daß der erbärmliche Geist der Restauration, diese Regierung, welche Frankreich stets peinlich behandelte, und ihm unausgesezt den Prozeß machte, dadurch ihr Ende fand, daß sie einzig und allein Generalprokuratoren zu Ministern haben konnten. Und in der That, was waren die drei Männer, die dem Herrn von Polignac zur Seite saßen? Herr von Peyronnet, General-Prokurator; Herr von Chantelauze, General-Prokurator;

Herr von Guernon-Ranville, General-Prokurator: Was ist Herr Mangin, der höchst wahrscheinlich an ihrer Seite figurirt hätte, wenn die Juli-Revolution sich seiner hätte bemächtigen können? Ein General-Prokurator. Es gab keinen Minister des Innern, keinen Minister des öffentlichen Unterrichts, keinen Präfekten der Polizei; nichts als General-Prokuratoren. Frankreich ward im Geheimen Rath des Königs nicht mehr verwaltet, nicht mehr regiert, sondern angeklagt, gerichtet, verurtheilt.

Einige Felsstücke vermögen den Lauf eines Flusses nicht aufzuhalten; trotz alles menschlichen Widerstandes gehen die Ereignisse ihren unaufhaltsamen Gang.

Jeder verliert mit der Zeit die Gunst und die Zuneigung des Volkes, das Volk selbst wird am Ende sich unpopulär machen.

Es gibt unglückliche Menschen. Christoph Columbus kann seiner Endeckung nicht seinen Namen verschaffen; Guillotin kann den seinigen seiner Erfindung nicht entziehen.

Die Bewegung verbreitet sich von dem Centrum nach der Peripherie. Unsere Väter haben die Revolution von Frankreich gesehen, unsere Söhne werden die Revolution von Europa erleben.

Die politischen Rechte, die Obliegenheiten der Jury, der Wähler, der Nationalgarde, gehören offenbar zu der Normal=Verfassung eines jeden Mitglieds der Cité. Jeder Mann des Volkes ist a priori auch ein Mann der Cité.

Indessen ist es ebenso augenscheinlich, daß die politischen Rechte so lange in dem Individuum schlummern müssen, bis das Individuum hell und klar weiß, was es für eine Bewandtniß mit den politischen Rechten hat, was sie bedeuten, wozu sie dienen. Um sie auszuüben, muß man sie verstehen. Oder in einem allgemeinen Satz: die Kenntniß

einer Sache soll immer ihrem Gebrauch vorangehen. Es thut also hauptsächlich und vor allen Dingen Noth, das Volk aufzuklären, um es eines Tags emanzipiren zu können. Und dieß ist eine heilige Pflicht für die Regierenden, ohne Zaudern Aufklärung unter jenen unwissenden Massen zu verbreiten, in deren Händen das definitive Recht ruht. Jeder gewissenhafte Vormünder sucht die Emanzipation seines Mündels zu beschleunigen. Vervielfältiget daher die Wege, welche zur Intelligenz, zur Wissenschaft, zur Ausbildung der Fähigkeiten führen. Die Kammer, ich hätte beinahe gesagt, der Thron, sollte die lezte Sprosse einer Leiter seyn, deren erste Sprosse die Schule ist.

Das Volk unterrichten, heißt es besser machen; das Volk aufklären, heißt es sittlicher machen; das Volk wissenschaftlich bilden, heißt es civilisiren. Jede Rohheit verschwindet vor dem sanften Feuer einer guten täglichen Lektüre. Man muß das Volk zur Humanität heranbilden.

Verlanget keine Rechte für das Volk, so lang das Volk noch Köpfe verlangt.

Januar.

Das Merkwürdigste in diesem Monate sind die Proben parlamentarischer Beredtsamkeit. So hat einer der Hauptredner in der Kammer der Abgeordneten wörtlich folgenden Satz ausgesprochen:

„........ Das heißt die wahren Grundpfeiler des gesellschaftlichen Verbandes proscribiren.“

Februar.

König Ferdinand von Neapel, der Vater des so eben verstorbenen Königs Franz, sagte, man brauche nur drei F., um ein Volk zu regieren: *Festa*, *Forca*, *Farina*. *)

Man will die Kirche für Saint-Germain-l'Auxerrois einreißen, um Raum für einen Platz oder eine Straße zu gewinnen; eines Tags wird man Notre-Dame zerstören, um das Parvis davor

*) Feste, Galgen und Mehl. A. d. Ueb.

zu vergrößern; und am Ende wird man Paris selbst schleifen, um die Plaine des Sablons zu erweitern.

„Alignement, Nivellement, große Worte, große Grundsätze, um derenwillen man alle Gebäude einreißt, im eigentlichen wie im bildlichen Sinne, die der intellektuellen, wie der materiellen Ordnung, in der Gesellschaft, wie in den Straßen der Städte.

Die Städte der Menschen müssen großartige Denkmale besitzen; wo wäre sonst der Unterschied zwischen einer Stadt und einem Ameisenhaufen?

März.

Es gab noch etwas Schöneres, als die Brochure des Herrn von C —; das war sein Stillschweigen. Er hat Unrecht daran gethan, es zu brechen. Noch furchtbarer, als auf dem Schlachtfelde, ist Achilles in seinem Zelte.

13ten März. — Die Combination Casimir Périer. Ein Mann, der die Schmerzen der Wunden stillen, die Wunde selbst aber nicht zuheilen wird; ein Palliativmittel, keine vollständige Kur; ein Opiums-Ministerium.

„Welche Verwaltung! welche Zeiten! wo man „Alles fürchten, auf das Aergste gefaßt seyn muß; „wo ein Tumult einen andern erzeugt; wo man „eine Emeute herbeiführt gerade durch die Mittel, „welche man dagegen anwendet, wo man unaufhör„lich Maßregeln ergreifen muß, die aber nur Unent„schlossenheit, Furcht, Kleinmuth verrathen, wo „man einen großen Aufwand von Kraft entwickeln „muß, während die Kraft als Tyrannei erscheint, „wo man von tausend Rathgebern umlagert ist, „während man doch nur auf sich selbst verwiesen „ist; wo man sich genöthigt sieht, sich sogar vor „solchen Bürgern zu fürchten, deren Absichten ganz „rein sind, welche aber das Mißtrauen, die Unruhe, „die Uebertreibung so furchtbar machen, als wären „es Verschwörer, wo man so weit gebracht ist, „daß man bei schwierigen Vorkommenheiten aus

„Klugheit nachgeben, die Unordnung leiten muß, „um sie zu bändigen, und sich einem zwar ruhm„vollen aber von gewaltigen Schrecken umgebenen „Dienste unterziehen muß; wo man überdieß mitten „unter den größten Widerwärtigkeiten eine heitere „Stirne zeigen, stets ruhig und gelassen seyn, auch „in den geringfügigsten Dingen Ordnung handha„ben muß, wo man keine Seele beleidigen, alle „und jede Eifersucht beschwichtigen, ohne Unterlaß „zu jedem möglichen Dienst bereit seyn, und zu ge„fallen suchen soll, als wäre man jedes Dienstes „ledig!"

Diese Worte charakterisiren auf eine wirklich überraschende Weise den gegenwärtigen Zeitpunkt, und lassen sich durchaus und vollkommen in den kleinsten Einzelnheiten auf unsere politische Lage anwenden. Sie sind jezt vierzig Jahre alt. Sie wurden gesprochen von Mirabeau, am 19ten Oktober 1789. So wahr ist es, daß die Revolutionen von gewissen Erscheinungen begleitet sind, die jedesmal unverändert wieder kehren. Die Revolution von 1789 befand sich damals gerade da, wo sich die von 1830 befindet, in der Periode der Insurrectionen.

Wann eine Revolution von der Theorie zum Handeln übergeht, fängt sie in der Regel mit einer Emeute an. Die Emeute ist die erste von den verschiedenen gewaltsamen Formen, welche eine Revolution in ihrem Entwicklungsgang anzunehmen pflegt. Die Emeute ist das erste Drücken und Drängen der neuen Interessen, der neuen Ideen, der neuen Bedürfnisse, an allen zu engen Thüren des alten politischen Gebäudes. Alle wollen zumal in den Besitz aller socialen Vortheile gelangen. Daher fängt eine Revolution gewöhnlich damit an, daß sie die Thüren einreißt. Es gehört wesentlich zu einer revolutionären Emeute, die man übrigens mit anderen Emeuten nicht verwechseln darf, daß sie beinahe immer Unrecht haben, in der Form, aber Recht in der Sache.

Weitere Bemerkungen ohne Datum.

Eine alte Prophezeiung Mahomets sagt, „es werde eine Sonne im Westen aufgehen.“ Wollte er damit Napoleon bezeichnen?

Betrachtet Euch diese zwei Männer: Robespierre und Mirabeau. Der Eine ist von Blei, der Andere von Eisen. Der eine wird in dem Schmelzofen der Revolution zerfließen; der andere wird darin geröthet werden und im schimmernden Feuerglanze weit hin leuchten.

Nur Riesen, wie Hannibal, Karl der Große, Napoleon, durften es wagen, über die Alpen zu setzen.

Die Revolutionen werden angefangen von Menschen, welche von den Umständen gebildet sind, und werden beendigt von Menschen, welche die Ereignisse bestimmen.

Unter der Monarchie reichte ein Lettre de cachet hin, um ein Individuum seiner Freiheit zu berauben und in die Bastille zu setzen.

Alle individuelle Freiheit Frankreichs hatte sich auf diese Weise im Laufe mehrerer Jahrhunderte tropfenweise in der Bastille aufgehäuft. Kaum aber war die Zwingburg gebrochen, da ergoß sich die Freiheit in Strömen über Frankreich und Europa.

Ein klassischer Jakobiner kommt mir vor, wie eine rothe Mütze auf einer Perrücke.

Mehrere Schriftsteller haben neue Worte für unsere Sprache geschaffen. So Vaugelas das Wort *pudeur*, Corneile *invaincu*, und Richelieu: *Généralissime.*

Die Civilisation ist allmächtig. Bald verbreitet sie sich über eine Sandwüste, wie über Afrika unter den Römern; bald über starre Schneefelder, wie gegenwärtig über Rußland.

Napoleon wünschte sich französische Offiziere und russische Soldaten.

Ruhm, Ehrgeitz, Armeen, Flotten, Throne, Kronen — Spielpuppen großer Kinder.

Der Fleischer Legendre gab Lanjuinais Faustschläge auf der Tribüne des Convents. „Laß vorher dekretiren, daß ich ein Ochs sey,“ rief ihm Lanjuinais zu.

Frankreich ist immer Mode in Europa.

Die Schrift erzählt von einem König, der sieben Jahre lang als ein Hirsch in den Wäldern lebte,

nach Verfluß dieser sieben Jahre aber seine menschliche Gestalt wieder erhielt. Dieß begegnet auch zuweilen dem Volk. Auch das Volk muß seine sieben Jahre als wildes Thier durchmachen, und wird dann wieder Mensch. Solche Metarmophosen nennt man Revolutionen.

Das Volk, wie der König, gewinnen dabei an Weisheit.

Ein Toast.

Auf die Abschaffung des Salischen Gesetzes!

Möge Frankreich fortan regiert seyn von einer Königin, und diese Königin heiße das Gesetz (la loi).

Seltsame Aehnlichkeit in den verschiedenen Schicksalen Roms! Auf einen Senat, der Götter machte, folgte ein Conclave, das Heilige macht.

Was ist es denn um jene gepriesene menschliche Weisheit, die so sehr der Thorheit gleicht, sobald man sie von einem höheren Standpunkt aus betrachtet.

Die Reiche haben ihre Krisen, wie die Berge ihren Winter. Ein zu laut gesprochenes Wort reißt eine Lawine los.

Im Jahr 1797 sprach man von der Koterie Bonaparte, im Jahr 1807 vom Kaiserreich Napoleons.

Große Männer sind die Coëfficienten ihres Jahrhunderts.

Die Gazette de la Chine enthält folgendes Dekret, das gegen Ende des Augusts 1830 zu Peking publicirt wurde:

„Die astronomische Akademie hat berichtet, „daß in der Nacht des fünfzehnten Tages des

„siebenten Monats (20 August) zwei Sterne beob=„achtet worden sind; auch sind weiße Dunstmas=„sen aufgestiegen in der Nähe des Sternzeichens „Tsyvér=Tchoun. Sie wurden erblickt um die „Stunde, der vierten Nachtwache (etwa um Mit=„ternacht) und verkünden große Wirren „im Westen."

Napoleon sagte: Mit Antwerpen halte ich England ein geladenes Pistol auf die Brust.

Gott bewahre uns vor jenen Reformatoren, welche die Gesetze des Minos lesen, weil sie auf Dienstag eine Verfassung zu machen haben!

Der Kutscher, welcher Bonaparten am Abend des 19ten Nivose führte, hieß Cäsar.

Spanien hatte, England hat die größte Marine auf der Welt.

Der Süden Amerikas spricht spanisch, der Norden englisch.

Der Brand von Moskau war ein Nordlicht, von Napoleon angezündet.

Adel.	Volk.
Graf von Mirabeau.	Franklin.
Napoleon Bonaparte, korsischer Edelmann.	Washington.
Marquis Simon von Bolivar.	Sieyés.
Marquis von Lafayette.	Bentham.
Lord Byron.	Schiller.
Herr von Göthe.	Carnot.
Sir Walter Scott.	Danton.
Graf Henri de St. Simon.	Talma.
Vicomte von Chateaubriand.	Cuvier.
Frau von Stael.	
Der Graf de Maistre.	
F. de la Mennais.	
O Connell, irländischer Edelmann.	
Mina, catalonischer Hidalgo.	
Benjamin von Constant.	
Larochejacquelin.	
Riego.	

Luther sagte: „Ich kehre die Welt um, und trinke meinen Krug Bier dazu.“ Cromwell sagte: „Den König habe ich im Sack und das Parlament in der Tasche.“ Napoleon sagte: „Waschen wir unsre schwarze Wäsche en famille.“

Notitzen für Tragödienschreiber, welche große Thatsachen ohne große Worte nicht begreifen können.

„Louis XIV. hatte viel natürlichen Geist, war „aber höchst unwissend; er schämte sich darob. Da„her war man auch verpflichtet, die Gelehrten lächer„lich zu machen.“

(Mémoirs de la princesse palatine.)

Genf: eine Republik und ein Ocean im Kleinen.

Ich komme von England zurück, schrieb Henri de St. Simon vor zwanzig Jahren, und habe nicht gefunden, daß auch nur eine einzige neue Hauptidee daselbst vom Stapel gelassen wurde.

Es ist mit einem großen Manne, wie mit der Sonne. Diese erscheint uns nie schöner, als wenn sie der Erde am nächsten ist: bei ihrem Auf- und Untergang.

Unter den Kolossen der Geschichte bezeichnet Cromwell, mit seinem halb fanatischen, halb politischen Charakter, den Uebergang von Mahomet zu Napoleon.

Die Gallier verbrannten Lutetia vor den Augen Cäsars (s. Cæsars Comment. de Bello Gallico). Zwei tausend Jahre später verbrennen die Russen Moskau im Angesicht Napoleons.

Man muß nicht alle menschlichen Angelegenheiten durch das Prisma der Poesie ansehen. Es gleicht jenen künstlich geschliffenen Vergrößerungsgläsern. Sie zeigen Euch die Räume des Himmels in ihrem vollen Lichte, in ihrer ganzen Majestät; richtet Ihr sie aber nach der Erde zurück, so erblickt Ihr zwar wahrhaft gigantische, aber bleiche, unbestimmte, verworrene Gestalten.

Eine Revolution ist die Verpuppungs-Larve einer spätern Civilisation.

Die Vorsehung ist sparsam mit ihren großen Männern. Zur rechten Stunde bringt sie dieselben auf den Schauplatz und ruft sie eben so von demselben wieder ab. Hat sie ein schlimmes Geschäft auszuführen, so bedient sie sich schlechter Hände hiezu; für Blut und Koth sind geringe Gefässe am geeignetsten. So geht Mirabeau dem Schrecken voran, Napoleon erscheint erst nach demselben; zwischen diesen beiden Riesen bewegt sich der Ameisenhaufen niedriger, gemeiner, erbärmlicher Menschen, die Guillotine, die Metzeleien, die Noyaden, das Jahr 93. Und für 93 reicht Robespierre aus; dazu ist er gut genug.

Ich habe es gehört, wie ausgezeichnete Männer des Jahrhunderts, Männer von hohem Verdienst in Politik, Literatur und Kunst, sich beklagten über Neid, Haß, Verläumdungen u. s. w. Sie hatten Unrecht. Das Alles sind natürliche Folgen

des Ruhmes. Alle großen Celebritäten müssen einer solchen Erfahrung sich unterwerfen. Der Haß verfolgt sie überall. Nichts ist ihm heilig. Das Theater überließ ihm Shakspeare und Moliére nackt und bloß; der Kerker entzog ihm nicht den unglücklichen Columbus; das Kloster sicherte den heiligen Bernhard nicht vor ihm; noch konnte der Thron einen Napoleon vor ihm schützen. Für das Genie gibt es nur ein Asyl auf Erden — das Grab.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

8° L. A.

Hugo

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor,

Victos Hugo's ausgewählte Schriften

Bd.: 6

Stuttgart [u.a.] 1836

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 2463 -6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257557-2